Werk

Titel: Miscellen

Untertitel: Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken

Ort: Frankfurt, M.

Jahr: 1909

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0030|LOG_0032

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

III. Miscellen.

I. MISCELLEN.

A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken.

1. Neuerworbene Goethe-Autographen der königl. Hof- und Staats-Bibliothek in München.

I.

L. s. 1 p. 4° aus dem Besitz von Prof. Dr. Georg Scherer.

An den Königl. Bayerischen Director der Kunstakademie H. Ritter v. Cornelius in München, sendet der Unterzeichnete in beygehender Mappe, emballirt in schwarzer Wachsleinwand, Sign. H. D. v. C. München, mehrere Handzeichnungen[1] an Werth 5 Louisdor. Weimar den 2. Novbr. 1828.

[eigenhändig] J W Goethe.

II.

Zwei eigenhändig von Goethe geschriebene Zeilen auf einem Blatt in 4°, aus dem Besitz von Prof. Dr. Hyazinth Holland:

Wenn die Kerls was zu sagen hätten
Würden sie nicht an die Sprache dencken.

Daß obige Zeilen wirkliche Original-Handschrift des verewigten Joh. Wolfgang Goethe's sey, bezeugt der Wahrheit gemäß

Weimar im April 1843.

Friedrich Theodor Kräuter
Rath und Bibliothekar,
früher Goethe's Privatsecretär.

---

[1] Die von Neureuther. Vgl. Tgb. 2. Nov. 1828.

Nach unseren letzten Berichten (Goethe-Jahrbuch 1903, S. 56—63; ebenda 1906, S. 95 f.) hat die Münchener Hof- und Staatsbibliothek dreimal neue Vermehrungen ihrer Goethe-Autographen erhalten: i. J. 1907 durch Zuwendung von 3 Briefen und einem Aufsatz Goethes über ein deutsches Nationallesebuch aus den Akten des k. b. Kultusministeriums (vgl. Bayrische Gymnasialblätter 1907, Bd. 43, S. 449—466), i. J. 1908 durch Kauf der beiden vorstehend mitgeteilten Zettel und i. J. 1909 durch Überweisung der beiden von Heinz Braune in den Süddeutschen Monatsheften 1908, Bd. V, S. 174—179 veröffentlichten Schriftstücke aus der Registratur der k. b. Alten Pinakothek. E. PETZET.

---

2. *Zu Goethes Tagebüchern.*

Zur Einzelerklärung von Goethes Tagebüchern ist bisher, obwohl sie seit Jahren fertig vorliegen, weniger geleistet worden, als man hätte erwarten sollen. Die wertvollsten Beiträge hat für eine Anzahl von Bänden (5—8 und 10; 1—4 sind nur sehr flüchtig besprochen, 9 merkwürdigerweise ganz übergangen) Düntzer geliefert, dessen durchgängig nörgelnden Ton ich natürlich nicht rechtfertigen will (Zeischrift für deutsche Philologie 27, 393. 28, 362. 29, 252. 30, 400. 33, 523). Ich weise eigens darauf hin, weil die Rezensionen zuweilen übersehen worden sind: es ist aber wohl zu erwarten, daß der künftige Registerband der dritten Abteilung der weimarischen Ausgabe, dessen Bearbeiter ich übrigens nicht beneide, auch eine reiche Gruppe Berichtigungen und Nachträge bringen wird. Da dieser aber wohl noch in sehr weitem Felde steht, mag es gestattet sein, eine weitere Berichtigung einer Stelle vorzulegen, die wieder an einem Beispiel zeigt, wie kritisch man den Namensformen gegenüberstehen muß, die Goethes Schreiber, auf weiteste Strecken unkorrigiert, uns überliefern.

Am 1. Juni 1826 heißt es im Tagebuch (10, 199): »Fing an die Geschichte Heinrichs I. von *Wedekind* zu lesen in bezug auf eine Stelle von Gagerns Wiener Kongreß«, dann einige Zeilen weiter am gleichen Tage nochmals: »Für mich die Jahrbücher *Wedekinds* gelesen.« Heitmüllers Anmerkungen schweigen völlig: sie weisen weder Gagerns Werk über den Wiener Kongreß nach, was nicht schwer war, da es sich um nichts andres als den Untertitel des damals eben erschienenen zweiten Bandes von des Verfassers Werk »Mein Anteil an der Politik« handelt (so heißt es auch im Tagebuch am 27. Mai, wo es zum ersten male genannt wird); noch identifizieren sie Wedekinds Geschichte Heinrichs I., was auch nicht möglich gewesen wäre, da es ein Buch dieses Titels und Verfassers

überhaupt nicht gibt. Es liegt hier ein Hörfehler vor und Goethe meint *Widukind* von Corvey, den alten Historiker aus der Ottonenzeit, und seine »Res gestae saxonicae« (genaueres bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 1 [7], 363). Die zweite Hälfte des ersten Buches erzählt die Geschichte König Heinrichs I. Schlagen wir dann weiter Gagern selbst nach, so können wir genau die Stelle festlegen, durch die Goethes Interesse erregt wurde, den alten Chronisten selbst zur Hand zu nehmen. Gagern zitiert (S. 364) die Rede des sterbenden Königs Konrad I. an seinen Bruder Eberhard, in der er ihm den Sachsenherzog Heinrich als seinen würdigsten und befähigtsten Nachfolger empfiehlt, als »das erste große Beispiel der Bescheidenheit, der Mäßigung und der Wohlmeinenheit gegen die Gesammtheit« in der deutschen Geschichte. In einer Anmerkung (S. 386) hebt er ein paar Sätze aus »Vitichindus« (so, mit zwei i sprach offenbar auch Goethe den Namen) im Original aus und fragt (S. 387), was wohl mit den »nobiles mores« gemeint sein könne, die Konrad dem Heinrich nachrühmt: »sprachen die Leute auch schon von Zivilisation und größerer Aufklärung«? (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit übersetzen den Ausdruck durch »herrlichste Befähigung«.) Dieses kurze Zitat genügte, um Goethe zu dem Original greifen zu lassen.

Goethes lebhaftes und mit den älteren Jahren immer zunehmendes Interesse für unsere literarische wie unsere historische Vergangenheit wird durch jeden Band der Tagebücher mit zahlreichen Beispielen belegt, die einmal übersichtlich zusammengestellt zu werden verdienten, um zu zeigen, wie der Dichter auch hier seinen universellen Blick bewiesen hat. Es macht Freude zu denken, daß Goethes Augen auch auf dem echt epischen Werke Widukinds geruht haben, das vom Hauche der altgermanischen Sage lebendig wie wenige durchweht ist.

ALBERT LEITZMANN.

---

3. Goethe in »Wallensteins Lager«.

Schiller liebt bekanntlich scherzhafte Anspielungen auf Zeitgenossen in seinen Dichtungen, ein Spiel, das er mit Wolfram v. Eschenbach gemein hat. So hat er dem glaubenswerten Mann Johannes Müller von Schaafhausen im »Tell« ein Denkmal gesetzt; so vielleicht auch in »Wallensteins Lager« die Arbeitsgemeinschaft mit Goethe — der das kleine Meisterwerk Schillers sogar ein goethisches Verspaar verdankt — verewigt.

Wenn der Erste Jäger (Säcular-Ausg. 5; v. 1007) auf des Ersten Kürassiers bedauernde Worte:

Schad' um die Leut! Sie sind wackre Brüder«!

abweisend antwortet:

Aber das denkt wie ein Seifensieder,

so meint er freilich nichts anderes, als wenn er, gleichfalls in Widerspruch zu dem Arkebusier, von den Tiefenbachern (v. 659) sagt:

Gevatter Schneider und Handschuhmacher!

Das Handwerk wird verächtlich dem Soldatentum gegenüber gestellt, wie in des Wachtmeisters Worten (v. 425), wie auch in des Kürassiers eigner halbironischer Benennung seines eigenen »Handwerks« (v. 913). — Das bedarf alles keiner weiteren Erklärung und weshalb hätte der Seifensieder nicht so gut wie die andern Innungsgenossen von der Schneider- und Handschuhmacherzunft das ehrsame Kleinbürgertum vertreten sollen? Zumal er einen so hübschen Reim liefert!

Aber in *Goethes* »Egmont« (Weim. Ausg. B. 8 S. 203 f.) ist es auch gerade der Seifensieder, der sich, wie bei Schiller der Arkebusier, zum Anwalt des Friedens macht, eines faulen demütigen Friedens der Unterwerfung. Und wie sehr Schiller im »Egmont« gerade die Volksscenen bewundert (in denen Goethe so merkwürdig von *Shakespeares* »Julius Cäsar« abhängig ist), weiß man aus seiner Recension (Säcular-Ausgabe 16, 187).

Nun könnte freilich, wenn wir denn solche Quisquilien gründlich behandeln sollen, was uns freilich in die Gefahr bringt, selbst von übermütigen Jägern der Seifensiederei beschuldigt zu werden, die aber doch immer ein lichtbringendes Gewerbe bleibt, — *Hagedorns* philiströs-vergnügter Seifensieder die »gemeinschaftliche Quelle« sein, so daß das berühmte Mißverständnis von *savetier* fortzeugend Böses geboren hätte. Aber außer der Philistrosität haben Goethes cholerischer und des Ersten Jägers phlegmatischer Seifensieder mit dem *pauvre riche* nichts gemein; wogegen eben die Abneigung gegen Krieg und Kriegesnot den letzteren zum Abbild des erstern macht. Es könnte also leicht eine scherzhafte Anspielung vorliegen: »der Kerl denkt über das edle Kriegshandwerk wie der Seifensieder in Goethes prächtigen Volksscenen des Egmont!«

RICHARD M. MEYER.

---

4. »*Freundin aus der Wolke*«.

In seiner durchweg fördernden und namentlich für die literarischen und metrischen Zusammenhänge wichtigen Ausgabe »der Junge Goethe« hat *Eugen Wolff* der »Freundin aus der Wolke« eine Stelle in den Ausgaben von Goethes Gedichten sichern wollen (S. 469). Es ist begreiflich, daß bei einer derartigen vorzugsweise sammelnden und ver-

arbeitenden Tätigkeit sich der Wunsch einstellt, den Besitzstand des Dichters merkbar zu verändern; und die Sesenheimer Lieder bieten diesen Wünschen kaum noch genügendes Gebiet zur Betätigung. Auch ist zuzugeben, daß Wolff besonders aus Goethes poetischer Technik heraus (das Wolkenbild S. 465!) beachtenswerte Argumente für seine (und *Th. Bergks*) Annahme gefunden hat. Dennoch glaube ich nicht, daß man ihm folgen darf.

Wolffs Argumentation inhaltlicher Art (S. 459f.) stützt sich auf Momente, denen, wie mir scheint, auf Einmal der Boden entzogen werden kann. Er erörtert nämlich hier die Frage, wann Lenz dies Gedicht auf Friederiken verfaßt haben könnte. Hierbei stellt er Theorien auf, denen ich nicht widerspreche; sie scheinen mir vielmehr zumeist zutreffend. Aber die Prämisse bestreite ich, die er (S. 109f.) in der Form gibt: »die redend eingeführte Freundin aus der Wolke ist jedenfalls Friederike«. Gewiß, das ist die überlieferte Meinung. Worauf aber stützt sie sich? Ist sie überhaupt haltbar?

Worauf sie sich stützen soll, weiß ich nicht; nur eben daß man unwillkürlich Friederiken hinzuergänzt, wenn Goethe und Lenz bei einer Dichtung in Betracht kommen. Sonst aber finde ich den einzigen Bezug, der auf sie gedeutet werden könnte, in dem (überhaupt schwierigen) »Reuter« der ersten Zeile, da Goethe ja oft nach Sesenheim geritten ist und so diese Anrede hier motiviert scheint. Aber andererseits erweckt gerade auch dieser Anfang Bedenken. Man versetze sich in die Situation! Friederike in Sesenheim spricht Goethe an: wo meinst du hin? Diese Frage setzt doch wohl voraus, daß er nach dem Pfarrhaus zu reitet und sie ihn zurücktreiben will. Denn ritte er nicht zu ihr, was sollte gerade in ihrem Munde die Frage? und wollte sie ihn empfangen — was sollten die weiteren Worte? — Nun aber setzt die ganze Stimmung des Gedichtes, *wenn* es von Friederiken handelt, doch bereits den Bruch voraus: nun erst sei sie sein auf ewig, durch den Liebesschmerz gebunden; übrigens wohl eine etwas zu moderne Idee! Jedenfalls: derselbe Goethe, der durch sein heftig Weinen die Geliebte verscheucht, soll gleichzeitig als der Reiter vorgestellt werden, den es zu ihr treibt. Ist das ein denkbarer Hintergrund der Dichtung?

Aber wenn man das »Reuter« nicht so faßt (und ich selbst fasse es anders), bleiben immer noch Punkte genug, die meiner Ansicht nach eine Beziehung auf Friederiken ausschließen.

»Leis' umfaß ich dich als Geist« — gewiß, das kann auch von einer Lebenden gesagt werden. Aber auch, wenn unmittelbar vorher steht:

Kannst du wähnen,
Wer ich bin?

Setzt das nicht eine wirkliche Geistererscheinung voraus, wie sie die Überschrift ankündigt? *nicht* die von einem lichten Flor verhüllte Gestalt (S. 465)?

Beziehen wir diese Verse auf eine Gestorbene, so ist alles klar. Dem Dichter erscheint ein Geist und befragt ihn: erkennst du mich? Die Dahingeschiedene umfaßt ihn als Geist, will sich ihm nahen — natürlich nicht, wie die Braut von Corinth, im erotischen Sinn, sondern mit der Macht der Erinnerung, wie das arme Gretchen dem Faust. Sie will sich ihm nahen; aber Thränen verhüllen seine Augen. Seine erregte Stimmung hindert ihn, das Bild rein aufzunehmen. Sie beruhigt ihn: jetzt erst gehöre sie ihm ganz, die (müssen wir ergänzen) durch mancherlei Umstände der irdischen Existenz ihm sonst fern blieb oder doch nicht ganz ihm gehören konnte. »Also weise mich nicht mehr fort« — womit zugleich auf die überall verbreitete Sage vom Thränenkrüglein angespielt wird: eine jede Thräne fällt glühend hinein und läßt die Tote nicht zur Ruhe gelangen.

Dies scheint mir die einfachste und natürlichste Interpretation des Gedichtes. Und wir sehen dann wohl auch, wessen Bild in lichten Wolken Goethe umwehen soll: am 12. Dezember 1774 war Frl. v. Klettenberg gestorben.

Und nun erhält auch die Anrede ein einfaches Verständnis. Wie in den Versen zu ihrem Schattenriß die Unruhe des in der Welt lebenden Dichters zu der himmlischen Ruhe der Pietistin in Gegensatz gebracht wird, so ist auch hier der Reuter einfach der unruhig hin und her jagende Mann, der sich Ruh erreiten möchte; und auf solch einem zwecklos stürmenden Ritt erblickt er die Verklärte.

Mit dieser Deutung, die mir bei jeder Lösung der Autorschaftsfrage geboten scheint, ist aber freilich für diese selbst auch nichts entschieden. Sowohl Goethe wie Lenz könnten in Friederikens und in der Klettenberg Namen sprechen.

Aber könnten beide *dies* Gedicht in einer von beiden Namen verfaßt haben?

Goethe soll sich selbst darstellen als den, der um Friederiken weint und den sie tröstet, jetzt erst gehöre sie ihm ewig? Dies Gedicht wäre (S. 458) durch eine Indiskretion der Jacobis in den Druck gekommen — und wir wüßten nichts von seinem Zorn darüber?

Dagegen wäre es denkbar, daß er ein solches Gedicht auf die Freundin verfaßt hätte, mit der nur geistige Freundschaft ihn verband, der gegenüber er sich keine Schuld an dem Bruch geben konnte. Hier scheint also gerade meine Auffassung Wolff entgegenzukommen. Gelten die Verse der Geliebten Goethes, so scheint mir seine Autorschaft psychologisch undenkbar; das ist sie nicht, wenn er das Stiftsfräulein meint.

Was stehen nun für die Beantwortung der Autorschaftsfrage für äußere Argumente zu Gebot?

Wolff hat sie (S. 457 f.) sehr gründlich durchgeprüft. Nur das erste scheint er mir zu leicht zu nehmen: die Frage der äußeren Beglaubigung. Er deckt scharfsinnig auf, daß die »Nachricht«, die Goethes Zeichen zurückzieht, Sonderbarkeiten enthält. Indessen erklären sie sich bei unserer Annahme nicht ganz schwer. Goethe hat sich beklagt, daß man ihm die Verse zuschrieb; das mußte ihm äußerst peinlich sein: solche Taktlosigkeiten traute man ihm zu. Der Herausgeber, in Verlegenheit, sucht sein Ungeschick zu verdecken, indem er die eigene Schuld auf den Setzer abwälzt und dies wahrscheinlicher zu machen, verallgemeinert er seinen Lapsus. Das ist erklärlich genug. — Aber wie erklärt Wolff, daß man nun nachträglich Lenzens Zeichen angab? Ist unter diesen Umständen ein erneutes Versehen denkbar? Wenn also nun, wie Wolff selbst bemerkt, »aus den kreisenden Bergen buchstäblich *ein* Mäuslein geboren wird: ein L für eben jenes P« — so kann das schlechterdings nur bedeuten, daß das Gedicht von Lenz verfaßt ist!

Aber es bleiben die literarischen und sprachlichen Anhaltspunkte.

Am bestechendsten sind die Parallelen für das Wolkenbild (S. 463. 465 f.) Dennoch liegt bei näherer Betrachtung eine große Verschiedenheit vor. Bei Goethe wird ein Bild durch den Wolkenschleier halb verhüllt gezeigt; in unserm Gedicht wird den Augen nichts, aber auch gar nichts geboten — wozu auch im Monolog Gelegenheit gewesen wäre —; wir hören lediglich eine Stimme aus der Wolke. Jener Unterschied, den *Suphan* so fein zwischen Goethe und Herder aufstellt: dieser horcht, jener blickt in die Welt — er scheint sich hier zu erneuern.

Aber der Reiter? (S. 463. 469). Er passt auf Goethe, gewiß; aber daß mit dem Angeredeten Goethe gemeint sei, steht ja durch das eigene Zeugnis der Verse (v. 10) außer Frage. Dies also tut nichts zur Sache; Goethes Eigenart kannte Lenz, und das Gedicht »Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde« kannte er auch.

Rollenlieder (S. 469) hat auch Lenz verfaßt, z. B. das Lied eines schiffbrüchigen Europäers (Weinhold S. 154); und seiner an Verkleidung und Intrigue großen Natur liegt das noch mehr, wenn das Spiel sich (wie hier) der Täuschung, der Absicht einer Täuschung nähert.

Die literarischen Argumente also scheinen mir leicht zu widerlegen. Und die sprachlichen?

Ich gebe zu: ich finde keine sprachliche Eigenheit, die mit solcher Bestimmtheit für Lenz spräche, wie in *Edward*

Schroeders Untersuchung dergleichen das Dilemma endgiltig lösen ließ. Nur eine, die auf der Grenze zwischen literarischer und sprachlicher Eigenart steht, gibt wenigstens eine große Wahrscheinlichkeit für Lenz. Es ist jene Anrede: »Goethe mein!«

Wolff ist (S. 468) der entgegengesetzten Meinung. Aber in seiner ganzen Sammlung stehen die beiden angeführten Fälle bei Goethe allein. Auch sind sie durch besondere Motive erklärt: »O Hendel« gehört in den pathetisch-ironischen Stil, der einen Pastetenbäcker wie einen Brutus anredet, »Behrisch« in die pathetische Tradition der Klopstockischen Freundschaftsideen (»Ebert! mich scheucht ein trüber Gedanke —!«)

Sonst begegnet die Anrede mit dem Vatersnamen nur in französischen Gedichten (Müller bei Wolff 19, 1; Pfeil 21, 22) und auch außerhalb der Apostrophe finden wir bezeichnender Weise nur in einem Stammbuchvers (168, 6) — gerade Lenzens Namen, fast als hätte Goethe sich dessen Liebhaberei angepaßt, wogegen etwa Schlosser (v. 143) im Gedicht nicht genannt wird. (Vornamen dagegen sind häufig: »o liebliche Therese« 76, 1; »Rickgen« 81, 1, wenn von Goethe; Friedericke 85, 1; »bei meiner Christel« 109, 3; »liebe Lotte« 116, 11; »o Lottchen« 163, 3 — fast immer als wirkliches »Geleit«, als Dedikation, im ersten oder dritten Vers, nie im eigentlichen Gedichtinnern, wie bei Lenz). Den eignen Namen vollends hat Goethe in seiner Poesie wohl durchweg vermieden und selbst im Alter noch spielend durch jenes »Hatem«, das auf »Morgenröthe« reimt, ersetzt.

Dagegen finde ich bei Lenz folgende Eigennamen in der Anrede: »Dank Lavater« (83, 1) »o komm, mein Wieland« (86, 95) »Herr Pfeffel!« (93, 2) und nochmals: »mein lieber Herr Lavater!« (93, 2 und vor allem: »lieber Göthe!« (46, 56). Ferner im Vers noch folgende Eigennamen: Igelström (3, 43), Kant (10, 47), Mendelsohn und Garve (19, 66), Schlosser (52, 11), W— (53, 8), Scheremetjeff (105, 2). Noch in einem der allerletzten Gedichte heißt es: »ach treuer Dingelstedt« (108, 5). Von Vornamen wie »Ihr Fritzchen« (5, 6) und Albertine (46, 61. 82) seh ich dabei ab. — Die Fälle sind nicht alle von gleicher Art, aber sie beweisen doch, wie Lenz' etwas zudringliche, leicht täppische Manier sich selbst in dieser Neigung, Namen zu brauchen, verräth. Und gerade: »mein Wieland!«, »lieber Goethe« — wie viel näher steht das dem »Goethe mein!« als die Belege bei dem jungen Goethe!

Dazu nun: Goethe selbst hätte seinen Namen schwerlich in einem Gedicht von so intimer Färbung genannt. Und klingt die Anrede, an den Dichter gerichtet, nicht auch seltsam? hat sie nicht einen fast komischen Beigeschmack? Dabei wäre sie durchaus überflüssig. Wenn dagegen Lenz die Verse schrieb,

mußte er wohl irgendwie andeuten, wen sie meinten — und in seiner indiskreten Manier tat er das durch direkte Nennung. Damit fallen wohl Wolffs Beweisgründe (S. 468), mit denen er den von ihm selbst erhobenen Einwand aus dem »Goethe mein« aus dem Wege zu räumen sucht.

Für den auffallenden Gebrauch von »meinen« (V. 2) bringt auch er (S. 467) keine Parallelen bei Goethe; und Lenz stimmt auch nicht genau, wenn er (12, 15) sagt:

> Sie küßten stundenlang die Spalte
> und meinten sich.

Ebenso verweist er (S. 468) selbst darauf, daß der transitive Gebrauch von »weinen«, »fortweinen« von Klopstock auf das junge Dichtergeschlecht übergeht; wenn auch die von ihm angezogene Stelle aus »Götz« besonders nahe steht: »du wirst deinen Mann mit mir in Ein Schicksal geweint haben.« Und der Schreibung »ietzt« gibt er gleichfalls mit Recht keine entscheidende Bedeutung.

Jedenfalls sind die sprachlichen Kriterien nicht von der Art, daß sie den wie mir scheint durchschlagenden Argumenten das Gegengewicht halten, die gegen Goethes Urheberschaft sprechen. Wie aber Goethe sprach, wenn seine Muse sich mit der »schönen Seele« beschäftigte, dafür haben wir zwei Zeugnisse. Zunächst das Gedicht »mit einer Zeichnung« (bei Wolff N. 128); dann aber, wie ich glaube, auch »auf Mamsell N. N.« (N. 118). Wolff bezieht zwar dies »satirische Portrait« (S. 552) mit ziemlich mühevoller Begründung auf Cornelien; aber ich sehe darin weder Satire noch die Möglichkeit, daß Goethe den »Ehrenmann«, seinen Schwager, in einem Schönborn übersandten Gedichtchen als Krüppel und Lahmen bezeichnet hätte. (Und wo käme der Plural her?) Ich beziehe die Verse auf das fromme Fräulein, die die Krüppel und Lahmen nach jenem Bibelwort, auf das noch der Schluß des Altersgedichtes »Offene Tafel« anspielt, zum Feste lädt; man erinnere sich auch der Charakteristik, die Goethe von der Marienborner Synode und dem Eindruck gibt, den die einfachen Leute auf den verwöhnten Geist machten! — Diese Verse, und vor allem das ihr sicher geltende, sind in einer einfachen herzlichen Sprache gehalten, mit bewußter Anpassung an das Bibelwort. (Die Überschrift »auf Mamsell N. N.« stammt wohl erst aus dem Druck in den Nachgelassenen Werken, fiele aber auch sonst nicht völlig aus dem Ton.) Dagegen ziemt der etwas spielende, süßliche Ton der »Freundin aus der Wolke«, wie sie wohl hätte erwidern können »nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte«!

Wir werden deshalb mit *Düntzer* und *Weinhold* und den neueren Herausgebern allen (S. 459) das Gedicht Lenzen lassen

müssen, der in seiner nicht allzu feinfühligen Weise den trauernden Goethe zu trösten versucht: die Freundin, die der Abstand beider Welten ihm doch fernhielt, sei ihm jetzt erst ganz gewonnen, seit sie ihn als Geist umfaßt; deshalb solle er ihr Bild voll auf sich wirken lassen, statt sie »fortzuweinen«.

RICHARD M. MEYER.

---

5. Zum 101. der Venezianischen Epigramme.

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Ängstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt.

Für die erste Zeile dieses Epigramms sei auf das 64. Catullische Gedicht verwiesen; dort (V. 377 f.) beziehen sich auf eine Neuvermählte die Worte:

non illam nutrix orienti luce revisens
hesterno collum poterit circumdare filo.

Riese bemerkt dazu: »Die hier angedeutete abergläubische Meinung ist, mit dem Verlust der Jungfräulichkeit werde der Hals stärker, vgl. Nemesian 2, 11 f.: quod non tam tenui filo de voce sonaret sollicitumque foret . . improba cervix«. Und Ellis führt in seinem Catullkommentare aus Ramage, Nooks and Byways of Italy, eine Stelle an, in der ein anderer, in Süditalien noch lebendiger Brauch erwähnt wird, durch das am Halse genommene Maß die Jungfräulichkeit festzustellen.

Hatte Goethe in seinen Versen die Catullstelle vor Augen? Ich glaube nicht. Die Kenntnis dieser sinnfälligen Art, die Berührung durch der Venus Hand festzustellen, hätte dem Dichter gewiß Gelegenheit gegeben, ein reizendes Bildchen zu schaffen. Ferner ist in den folgenden Versen auch sonst noch von der Veränderung des weiblichen Körpers die Rede. Wir haben also offenbar an die einfache physiologische Tatsache zu denken, wie auch Mercurialis die erwähnte Catullstelle (Catullus, Tibullus et Propertius ex musaeo Simonis Abbes, Traiecti ad Rhenum 1659) durch Verweis auf Aristot. de h. anim. 7, 1 physiologisch zu erklären sucht. FRITZ PRADEL.

---

6. Zu dem Gedicht: »So ist der Held«.

In der »Zeitschrift für den deutschen Unterricht« (21. Jahrg. 1. Heft) veröffentlicht H. Gerstenberg Stücke aus dem Briefwechsel von Rudolf Hildebrand an Ludwig Erk. Folgende darin vorkommende Stellen sind für unsere Leser von großem Wert und wohl geeignet, ihnen Anregung zur Weiterforschung zu geben. Hildebrand schreibt (undat., vermutlich 1878) S. 21:

»Angebogen eine Bitte, ein Anliegen, vielleicht nicht passend bei der Gelegenheit, aber sie war Ihnen schon im Winter zugedacht, ich hab's damals sogar meinen Hörern versprochen, bei Ihnen deshalb anzufragen. Ich las über Goethes Gedichte. Da ist ein sehr fragliches, das erst in neuester Zeit klarer an den Tag getreten ist, mit Überschrift: *So ist der Held, der mir gefällt.* Es steht in Hempels Ausgabe 3, 94, in Hirzels jungem Goethe 2, 37 (*hier* erst vollständig), aber es ist Ihnen gewiß wohlbekannt. Ich glaube aber, da könnten Sie zur Aufhellung beitragen. Ich vermute nämlich, vielmehr ich glaube gewiß, daß es der Dichter *in eine seiner Zeit* (d. h. etwa in dem Anfang der Siebziger Jahre) *geläufige Melodie* hinein gedichtet hat, *als antwortende Parodie* auf ein Lied verliebter Art, im Wielandschen oder Jacobischem Geschmacke. Darauf bringt mich auch die Strenge der rhythmischen Form, die Goethe sonst damals fern lag; z. B. der wechselnde Auftakt, der streng eingehalten ist. Schon beim stillen Lesen ists einem, als hörte man eine Melodie heraus. Das Gedicht hat aber für Goethes Entwickelung damals einen größeren Wert, als bis jetzt erkannt ist. Zum Weiterkommen müßte man aber die parodierte Vorlage haben. Da war mirs nun, als müßten *Sie* diese Vorlage ohne große Mühe angeben oder ermitteln können? als müßte Ihnen der eigentümliche *Takt* (es ist ganz ein *Tanz*takt, erinnert an Tanzlieder aus der Zeit der Minnesinger) schon den Weg zeigen.«

L. Erk antwortet (24. Nov. 78):

»Das Goethische Gedicht: . . . habe ich hin und her betrachtet, um auf eine Melodie dazu zu raten; allein es ist mir nicht geglückt, etwas herauszubringen. Es scheint aber wohl sicher eine bekannte Melodie zugrunde zu liegen. Das scheint mir genügend aus dem (für Goethe nicht wohl passenden) Metrum hervorzugehn. Ich werde weiter nachspüren.« L. G.

---

7. *Zwei englische Übersetzer Goethischer Gedichte.*

I. Henry Crabb Robinson.

Über Robinsons Verhältnis zur deutschen Literatur und zu den großen deutschen Dichtern sind wir schon seit mehreren Decennien genau unterrichtet;[1] wenig bekannt ist hingegen seine Tätigkeit als Übersetzer. Zwar finden sich in dem von Sadler 1869 publicierten Tagebuch nebst Briefwechsel verschiedene Proben seiner Fertigkeit (vgl. I, 72. 100. 108.); aber

[1] Vgl. auch meinen Aufsatz in Herrigs Archiv 120 (1908), p. 25—34.

einen vollständigen Überblick über seine Entwicklung zum Übersetzer gewinnen wir erst aus den bisher nur zum kleinsten Teil gedruckten Briefen, die er während seines ersten Aufenthalts in Deutschland (1800—1805) an seinen Bruder richtete. Sie zeigen uns, daß er, nachdem er sich des Deutschen mit einiger Gewandtheit zu bedienen gelernt hatte, sich andauernd mit Übersetzungsplänen trug. So berichtet er schon am 11. Mai 1801, er habe die Idee Wielands Aristipp zu übertragen aufgegeben, weil er gehört habe, sein Landsmann Mellish habe dieselbe Absicht. Wenige Monate später teilt er als Probe eine englische Fassung des Schillerschen Distichons »Kant und seine Ausleger« mit: »See what a number of beggars are fed by this bounteous Croesus; so when his Majesty builds, bricklayers are all set to work«. In einem Brief vom November desselben Jahres berichtet er wieder über seine poetischen Versuche und beklagt es, daß er sie ebenso wie seine Studien nicht systematisch genug betreibe. Endlich notiert er in einem undatierten Briefe aus Grimma, der sicher im April 1802 geschrieben ist, ein paar Zeilen aus den Piccolomini (Act III, 4) als ersten Übersetzungsversuch. Wichtiger als alle diese Anläufe sind nun aber die Übersetzungen, die in die Zeit von Robinsons Aufenthalt in Jena (1802—1805) fallen. Der größte Teil davon ist in einer schwer zugänglichen Zeitschrift, dem Monthly Register, in den Jahrgängen 1802 und 1803 gedruckt. Zwei der umfangreichsten Stücke, die R. selbst als die gelungensten bezeichnete, finden sich auch handschriftlich im ersten Bande seiner Reminiscences, die in der Dr. Williams Library zu London aufbewahrt werden, wo ich sie einsehen durfte. Es sind dies »Prometheus« und »Ganymed«. Das erste der beiden mag hier mitgeteilt werden.

Cover thy heaven, Jove, with cloudy vapour,
And like the boy who cuts down thistles,
Show thy strength on oaks and mountain tops;
Thou canst not touch my earth; the cottage
Which thou hast not built, nor this my hearth,
Whose glow thou enviest me,
I know nothing poorer under the Sun
Than you, ye Gods!
You nourish sparingly with smoke of sacrifice
And breath of prayer your majesty;
And you would starve, if children, beggars
Were not hoping fools.
When I was a child and nothing knew
I turned my puzzled eye to the sun, as if above
An ear were that would listen to my suff'rings,
And a heart like mine to pity the oppress'd.

Who aided me against the Titans' rage?
Who rescued me from death and slavery?
Was it not thou alone, thou, holy glowing heart?
Thou, young and loving, glowd'st, deceived, with grateful warmth,
For yonder sleeper —
I honour thee? and why? Hast thou the pangs assuaged of the afflicted?
Hast thou the tears e'er quenched of the tormented?
Was I not formed to man by mighty time
And destiny eternal, thy lords and mine?
Thou thinkst perhaps that I shall scorn my life
And fly in wastes because not all the dreamed blossoms ripen?
Here I sit and form men like myself;
A race like me to suffer and to weep
And have enjoyment and to despise, as I do, thee!

Man sieht, der Wortsinn ist im allgemeinen gut getroffen. Viel schwieriger war die Aufgabe die freien Rhythmen des Originals nachzubilden, und an dieser Klippe ist Robinson infolge seiner geringen poetischen Begabung allerdings gescheitert. In dieser Beziehung ist die Übersetzung von Edgar Bowring (1853) besser gelungen, wenn sie auch nicht frei von Härten ist. Dagegen haben formell so gewandte Übersetzer wie Aytoun und Martin (1859) den Mißgriff begangen, das Gedicht in fünffüssigen Jamben (mit Einmischung einiger Kurzverse) wiederzugeben, wodurch sein Charakter gänzlich verwischt wird. So kann Robinsons Leistung neben der ihrigen immerhin mit Ehren bestehen und es bleibt ihm das Verdienst der Erste gewesen zu sein, der das englische Publikum mit Goethes Lyrik bekannt machte.

II. John Payne Collier.

Auch der bekannte Shakespeareforscher J. P. Collier hat sich, was man bisher noch nicht wußte, zeitweise mit deutschen Studien beschäftigt und einige Übersetzungen deutscher Gedichte hinterlassen. Sein Lehrer im Deutschen war Frederick Shoberl (1775—1853), der selbst Werke von Gessner, Zimmermann und Kotzebue ins Englische übertragen hatte. Collier, dessen Interesse frühzeitig auf ein anderes Gebiet abgelenkt wurde, hatte aus diesem Unterricht doch so viel Gewinn gezogen, daß er in den zwanziger Jahren die Übertragung zweier Schillerscher Balladen (der Gang nach dem Eisenhammer und der Kampf mit dem Drachen) veröffentlichen konnte, die mit Kupferstichen von Retzsch geschmückt waren. In dieselbe Zeit gehört seine Übersetzung von Bürgers Pfarrerstochter von Taubenhain. Im Jahre 1832 fiel ihm ein Buch in die Hände, betitelt »the Crafty Courtier or the Fable of Reynard the Fox«

(1706), ein später Nachläufer des alten Volksbuchs. Robinson, der mit der Familie Collier eng befreundet, eine Zeitlang auch ihr Hausgenosse gewesen war und den Sohn in seinen Studien gefördert hatte, regte ihn nun an Goethes Reineke Fuchs zu übersetzen. Aber Collier stieß sich, wie so viele seiner Landsleute, an den Hexametern der Vorlage und versuchte sie in den achtsilbigen Versen des Hudibras wiederzugeben. Als er etwa tausend Verse zu Stande gebracht hatte, erfuhr er, daß Samuel Naylor, ein anderer Freund Robinsons, den Reineke Fuchs bearbeite (es war aber das niederdeutsche, Hinrik van Alkmar zugeschriebene Gedicht), und so stand er von seinem Plan ab. Nun berichtet er in seinem Tagebuch[1] am 5. April 1832: »H. C. Robinson besuchte mich, um mir den Tod seines alten Freundes Goethe zu berichten, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich gerade im Begriff war eines der Jugendgedichte des großen deutschen Poeten in der Übersetzung zu vollenden [das Tischlied: Weim. Ausg. I, 121] ..... Ich las ihm meine Version vor, und sie gefiel ihm ..... Das Versmaß des Originals ist eigenartig, und da es in jeder Strophe vier gleiche Reime erfordert, war es nicht gerade leicht das Gedicht englisch wiederzugeben.«

Die Schwierigkeit, über die er klagt, hat Collier auch nicht überwunden. Zunächst hat er darin gefehlt, daß er statt der Trochäen Jamben anwendet, was der zugleich behaglichen und doch feierlichen Stimmung des Liedes widerstreitet. Auch durch den Binnenreim in der vorletzten Zeile hat er sich die Aufgabe ohne Not erschwert. Ferner muß man sagen: er hätte besser daran getan statt der vier gleichen zwei verschiedene Reimpaare einzuführen: dadurch hätte er sich wiederum seine Arbeit erleichtert und genaueren Anschluß an das Original erreicht. Dies wird bewiesen durch die Leistung des oben genannten Bowring, die sich viel enger an den Wortlaut des Goetheschen Gedichtes anschmiegt.

Das Tischlied lautet bei Collier folgendermaßen:

I. A heavenly rapture fires my brain,
Your inspiration merely;
It lifts me to the winking stars,
I seem to touch them nearly.
Yet would I rather stay below
With you, I vow sincerely,
My song to sing, my glass to ring
With those I love so dearly.

[1] An old man's diary for the years 1832 and 1833, London 1871. Das Buch ist nur in 50 Exemplaren für seine Freunde gedruckt worden und daher nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Das Exemplar, das ich benutzte, befindet sich im British Museum.

II. Then wonder not to see me here
To aid a cause so rightful:
Of all loved things on this lov'd earth
To me 'tis most delightful.
I vowed I would among ye be
In scorn of fortune spiteful;
So here I came, and here I am
To make the table quite full.

III. When thus we should together meet,
Not quickly to be sundered,
O hoped at other poets' songs
My joy too should be thundered;
For friends like us would never grudge
To travel miles a hundred,
So eager some this day to come;
Nor is it to be wondered.

IV. Long life to him who guards our lives!
My doctrine's not learned newly;
We first do honour to our king,
And drink to him most duly.
May he his foes without o'ercome,
Within quell all unruly!
And grant support to every sort,
As they shall serve him truly.

V. Thee next I give, thou only one,
Who all thy sex defeatest!
Each lover thinks right gallantly
His mistress the completest:
I also drink to her I love,
Thou who some other greetest,
Ne'er drink alone, still deem thine own
As I do mine, the sweetest.

VI. The third glass to our friends is due,
Who aid us when we need it.
How quickly flew each merry day
When such were by to speed it!
When fortune's gathering storm was dark,
We had less cause to heed it:
Then fill the glass, the bottle pass,
A bumper! — and I'll lead it.

VII. Since broader, fuller swells the tide
Of friends as life advances,
We'll drink to every lesser stream
The greater that enhances.

With strength united thus we'll meet
And brave the worst mischances;
For oft the tide must darkly glide
That 'neath the sunshine dances.

VIII. Since all are met together here
And all as one united,
We trust that others toils like ours
With joy may be requited:
Upon one stream, from source to sea
Full many a mill is sited;
May we the weal of all men feel
And with it be delighted. —

Wie man sieht, leidet die Übersetzung an mancherlei Gebrechen. Schon die Anfangszeilen sind ungenau; ganz schlecht ist die zweite Hälfte der zweiten Strophe und ebenso anfechtbar Strophe IV, 7. 8; VI, 2, 6—8; VII, 3/4. 7/8; VIII, 3/4. So kann denn unser Urteil über Colliers Leistung nur ungünstig lauten.

Band III, p. 88 des Tagebuchs wird noch eine Übersetzung des Liedes »der Schäfer putzte sich zum Tanz« (Faust I, 949—980) mitgeteilt. Daß Collier sich noch späterhin mit deutschen Studien befaßt hat, dafür haben wir keine Zeugnisse.

GEORG HERZFELD.

---

8. Zu Goethes »Maximen und Reflexionen«.

Ich gebe im Folgenden einige Nachträge zu den Erläuterungen in meiner Ausgabe der »Maximen und Reflexionen« (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 21), eine Auswahl aus im Laufe der Zeit gemachten Notizen und Anmerkungen, in der minder Wichtiges um einiges Interessanteren Willen mit in Kauf genommen werden möge.

100. »Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.« Genau so zu Eckermann (24. Februar 1825): »Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun.«

124. »Wie lange hat man über die Antipoden hin und her gestritten!« Wie kommt Goethe dazu, den Meinungsstreit über die *Antipoden* zur Erhärtung der (in Nr. 123 behaupteten) Thatsache, daß »längst Gefundenes wieder verscharrt werde«, anzuführen? Was hat ihm damals (1821) gerade die Antipoden

nahe gebracht? Knebels Lucrez-Übersetzung! Im Februar 1821 beschäftigte sich Goethe mit dem Entwurf einer Vorrede zu dieser Übersetzung; er notierte die von Lucrez behandelten Themata, markante Stellen und anderes. So vermerkte er denn auch: »I 1052. Gegen die Antipoden eifrend« (W. A. Bd. 42 II, S. 451 24. 25). Es heißt bei Lucrez:

»Auch, auf nämliche Art, behaupten sie, gingen die Thiere
Aufrecht unten, und fielen von da in den unteren Himmel
Eben so wenig hinab, als wir in den oberen Luftraum
Aufzuschwingen uns selbst mit unserem Körper vermögen.
Diesen scheine die Sonne, wann wir die Gestirne der Nacht sehn,
Und sie theilten mit uns abwechselnd die Zeiten des Himmels;
Ihre Dauer der Nacht gleich' unserer Dauer des Tages.
Aber ein eitler Wahn verführet die thörichten Menschen, . . . «

148. »Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran [d. h. zuerst] im Brette bewegt . . . « Das Bild vielfach bei Goethe. An den Staatsrat Schultz, 25. September 1820: »Ich setze nur Steine in's Brett, um mich deutlich zu machen, ohne Controvers«; an den Grafen Brühl, 22. Oktober 1821: » . . . zu näherer Prüfung setze gegenwärtig nur einen Stein in's Bret«; an L. D. v. Henning, 11. August 1822: »nothwendig ist es hervorzutreten, irgend einen Stein in's Brett zu setzen, damit nur etwas geschehe«.

187. »Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt.« Im Briefe an Zelter vom 21. April 1827 bezeichnet Goethe als die »beiden größten menschlichen Fehler«: Versäumen und Übereilen.

248. »Der Rhythmus hat etwas Zauberisches, sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.« Im Schema zum unausgeführten Aufsatz über Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes: »Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst auf's Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend« (W. A. Bd. 42 II, S. 474 11-13).

287. »Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu . . .« Das geschieht in einem anonymen Aufsatz der »Edinburgh Review«, März 1817. Hier heißt es auf S. 91: »Goethe's panoramic descriptions are always pleasing and intelligible« und auf S. 96, mit Beziehung auf die Schilderung, die Goethe dem Panorama von der Torre Asinelli in Bologna aus angedeihen läßt (Italienische Reise, Bologna, 18. October [1786] Nachts): »This, again, is a specimen of his panoramic ability.«

Verfasser des Aufsatzes ist Francis Cohen, später Sir Francis Palgrave (1788—1861). (Mitteilungen von L. L. Mackall, der nächstens in andrem Zusammenhang darauf zurückkommt.)

332. Eine erneute Prüfung der Handschrift hat ergeben, daß zu lesen ist: »Man *handele* für andere. . .« Erst durch diese Besserung wird der Ausspruch verständlich.

366. Das »bedeutende frauenzimmerliche Gedicht«, von dem hier die Rede ist, habe ich als die »Vision« von Delphine Gay nachgewiesen. Wann Goethe dieses Gedicht gelesen, ergiebt sich aus seinem Tagebuch: am 16. August 1825.

372. »Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie einem, der früh aufsteht, in der Dämmrung die Morgenröthe, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet. . .« Sonnenaufgang als Symbol neuer wissenschaftlicher Erkenntnis im Briefe an L. D. v. Henning vom 15. Juni 1822: »Auch fand sich noch ein Exemplar der optischen Beyträge mit den Charten. Ein ernstes Lächeln wird Sie überraschen, wenn Sie sehen, wie ich in der Dämmerung meine Schritte dem lichten Horizont zurichtete, wo ich voraussah, daß die Sonne aufgehen müßte.«

388. »Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; . . . und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.« Spinozistische Vorstellungen liegen zu Grunde. Spinoza, im dritten Teil der »Ethik«, in der Erläuterung zum dreizehnten Lehrsatz: »Die Liebe ist nämlich nur die Freude, begleitet von der Vorstellung einer äußeren Ursache . . . . Man sieht daher, daß der Liebende nothwendig strebt, den geliebten Gegenstand gegenwärtig zu haben und zu erhalten.« Durchaus im Sinne Spinozas ist es vollends, wenn Goethe seine Betrachtung mit der Liebe zum Höchsten, Göttlichen beschließt. Daß persönliche Bekanntschaft und Gegenwart die Vorbedingung aller Liebe und Freundschaft sei, ist im Laufe des Lebens dem Dichter zu häufig betonter Grundüberzeugung geworden. An v. Preen, 9. Oktober 1819: »alle echte menschliche Verhältnisse zu gründen und zu vollenden, ist das volle Reale der Individualität das Sicherste und Erfreulichste«; an Carl Streckfuß, 27. Oktober 1827: »meine ganze Überzeugung, daß die persönliche Bekanntschaft, das Siegel eigentlich auf jedes wahre sittliche Verhältniß zu drucken, gefordert werde«; in einem Aufsatze über Gelehrtenkongresse, Oktober 1827 (gedruckt: Goethe-Jahrbuch XVI, 52 fg.): ». . . indem ja persönlicher Gegenwart ganz allein gelingt, das wahre Verhältniß unter Menschen zu bestimmen und zu befestigen«. Scherzweise nur gibt er gegenteiliger Meinung Ausdruck im Briefe an Carlyle vom 15. Januar 1828: »Wie

sich denn auch eine lebhafte Correspondenz nach Britannien unterhält, wodurch unsere Damen wohl beweisen, daß die Gegenwart nicht ausdrücklich nöthig ist, um einer wohlgegründeten Neigung fortwährende Nahrung zu geben.« Das hat vor langen Jahren der enthusiastische Freund Gustchens Stolberg selbst im Ernst wohl für möglich gehalten.

436. ». . . Da es aber einmal geschehen war und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Processionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf.« Hier ist zu erinnern an den Vierzeiler:

Ämtchen bringen Käppchen,
Ämtchen bringen Läppchen;
Reißen oft die Kappen
Und das Kleid in Lappen.

Am 25. September 1827 unterhielt sich Goethe mit Herrn v. Schischkow, dem Curator der Akademie Charkow, »über Akademien, deren wissenschaftlich-politische Tendenzen«.

447. Diese Betrachtung über Dilettanten-Arbeit sandte Goethe am 28. Februar 1828 an Zelter.

479. Goethe hat Lieblingsausdrücke, die er eine längere oder kürzere Zeit hindurch beständig im Munde führt. Das hier gebrauchte häßliche »velociferisch« habe ich mir aus folgenden Briefen notiert: an Zelter, 11. Oktober 1826, an Boisserée, 20. April 1827, an J. H. Meyer, 30. September 1827, an Streckfuß, 26. Oktober 1827. Zum Inhalt: am 25. September 1827 war ein Herr Müller aus Frankfurt am Main bei Goethe, »in Postangelegenheiten hier sich aufhaltend, über die immer vermehrte Schnelligkeit der Communication sprechend.«

521. »Wenn man alt ist, muß man mehr thun, als da man jung war.« An Georg Sartorius, 26. September 1822: »Indem uns die Jahre vieles wegnehmen, so steigern [sich] die Forderungen des Tages.«

584. Zum Ausdruck »bepaalen«. Im eigentlichen Sinne erscheint er im Schema zu »Pandorens Wiederkunft«: »Schmiede [offeriren] Bepaalung« (W. A. Bd. 50, S. 459); als Bild im Briefe an Schiller, 4. Mai 1802: »Es ist gut auch in einem solchen Felde nur einmal einen Pfahl zu schlagen und eine Stange aufzustellen, nach der man sich gelegentlich orientiren kann.«

653. 654. »Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung,

als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte. Das Wort, es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa, man solle ein Mathematiker sein, um ein Weltweiser zu werden.« Einen »Geometer im antiken Sinne« fordert Goethe zur Behandlung seiner Farbenlehre (an v. Henning, 15. Juni 1822).

657. »Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im ascetischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen Acht auf dich selbst . . . Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien . . .« Diese allgemeine Betrachtung hat eine ganz bestimmte Veranlassung: ihre Spitze richtet sich gegen den Breslauer Physiologen Johann Evangelista Purkinje. Im Jahre 1820 hatte Goethe Purkinje's »Beyträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht«, zwar nicht ohne leise Zweifel an dem hier eingeschlagenen Wege, aber immerhin zu eigener Fördernis entgegengenommen; lebhaften Widerspruch jedoch erhob er gegen eine Recension, die Purkinje in den Berliner »Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik«, in den Nummern 23. 24—29. 30 des Jahrgangs 1827, über des Physiologen Müller Buch »Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere« veröffentlichte. Hier verlangt Purkinje als Vorbedingung aller wissenschaftlichen Naturbeobachtung eine strenge Selbstbeobachtung des Forschers, eine Analyse der Sinne und der im Innern des eigenen Organismus vor sich gehenden, also subjektiven Änderungen und Wechsel, eine Reflexion auf die aktiven und passiven Zustände des Subjektiven, eine »Physik des Subjectiven«. Er sagt: »Endlich aber zieht sich der Physiolog von dem in der materiellen Welt erscheinenden Leben ganz in die Sphäre des empirischen Bewußtseyns zurück, und verfolgt auch hier, theils in den einzelnen Sinnen, theils in den Vorgängen der Affecte, Triebe, und Leidenschaften, in den Erscheinungen des Gedächtnisses, der Association, der productiven Phantasie, des Urtheilens und Wollens die unmittelbar gegebenen Manifestationen des Lebens, wie sie nur durch die leiseste Selbstanschauung erfahrbar sind.« »Es könnte jemandem einfallen, dieses strenge Beobachten der Vorgänge in den Sinnen und übrigen selbstständigen Thätigkeiten unseres subjectiven Mikrokosmos mit dem Brüten der Mystiker über die Rührungen und Anwandlungen des Gemüths, die sie von einer höheren Macht erwarten, zu vergleichen. Gäbe es dergleichen, wir würden sie von unserer Betrachtung nicht ausschließen. . . .« »Sie [die ‚Physik des Subjectiven'] behandelt die Anschauungen, Imaginationen, Phantasieen, und

die in allen diesen thätigen Begriffe. Diese Gegenstände sind ihr nicht leere Abstractionen, sondern eben so mächtige Kräfte, wie die der Außenwelt.« »Sollen wir endlich der hier besprochenen Erfahrungskunde einen Namen geben, . . . so ist uns das von Gruithuisen zuerst gebrauchte Wort ‚Heautognosie', welches er mit Hinsicht auf das: γνῶθι ἑαυτον des griechischen Weisen gebildet . . ., seit langem habituell geworden.« Man begreift, wie solche »Physik des Subjectiven« dem auf das Gegenständliche gerichteten Geiste Goethes zuwider sein mußte, wie eine derartige Kritik der Sinne mit seiner Lebensüberzeugung stritt: Den Sinnen hast du dann zu trauen; man sieht ohne Weiteres aus den angeführten Citaten, wie aus dem Widerspruche dagegen die Betrachtung 657 hervorgewachsen ist. Das läßt sich zu mehrerer Sicherheit erhärten aus anderen Stellen, an denen Goethe von Purkinje spricht, aus dem Referat, das er mit eigenen Zwischenbemerkungen über die »Beyträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht« 1824 in das zweite Heft des zweiten Bandes der »Morphologie« gegeben hat, aus vertraulichen Briefäußerungen. An Knebel, 14. December 1822: »Purkinje wird dich gleichfalls sehr interessirt haben. Merkwürdig war mir, wie er sich aus dem Abgrund des Pfaffthums durch eigene Kräfte herausgehohen, sich autodidaktisch entwickelt und gebildet, dabey aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daseyns genommen« (wobei die letzten Worte zu commentieren sind mit Hilfe der Betrachtung Nr. 338 über die christlichen Mystiker, die »immer gleich in's Abstruse, in den Abgrund des Subjects« gehen); an den Grafen Sternberg, in einem zurückbehaltenen Abschnitt des Schreibens vom 12. Januar 1823: »Ein solcher autodidaktischer und heautontimorumenischer, geistreicher, genialer Piarist« (d. h. Mystiker); an Hegel, 17. August 1827: »Diese gerühmte Heautognosie sehen wir schon seit geraumer Zeit nur auf Selbstqual und Selbstvernichtung hinauslaufen, ohne daß auch nur der mindeste praktische Lebensvortheil daraus hervorgegangen wäre«; an Varnhagen v. Ense, 8. November 1827: »Wenn z. B. Purkinje ganz unbewunden und zuversichtlich ausspricht: daß man die wahre, dem Menschen so nöthige Heautognosie bey Hypochondristen, Humoristen, Heautontimorumenen lernen solle, so ist dieses eine so gefahrvolle Äußerung als nur irgend eine;« an denselben, in einem nicht abgesandten Briefe (W. A. IV. Bd. 43, S. 367): »Wenn nun aber unter einer so edlen Firma, wie Ihre Jahrbücher sind, der gute und schätzbare Purkinje versichert, daß die wahre Heautognosie von Hypochondristen und Humoristen zu lernen sey, so jammert's einen denn doch, das Studium der Physiologie in das Lazareth verwiesen zu sehen.«

673—675. Diese drei zusammengehörenden Reflexionen

sind veranlaßt worden durch die Lektüre des »Lehrbuchs der christlichen Kirchengeschichte« von Joh. Traugott Lebrecht Danz. Hier, in des zweiten Teiles zweiter Hälfte, die er im Juni 1826 las, fand Goethe auf S. 339 den Satz: »Was aber am meisten das Urtheil über die Wissenschaften und deren Werth und Bedeutung bestimmen mußte, war die Wirkung des Worts, welche durch die Reformation sich so klar und unverkennbar an den Tag legte.« Hieran anknüpfend, fährt Goethe (in einem unvollendeten Aufsatze) fort: ». . . eigentlich haben wir in diesem Sinne uns alle Tage zu reformiren und gegen andre zu protestiren [Nr. 673].« Er denkt also an die Notwendigkeit, sich zum Gebrauche prägnanten Ausdrucks zu erziehen, das verhüllende, entstellende Geschwätz anderer abzulehnen: »Das unabweichliche grundernstliche Bestreben sey einem jeden die Sorge, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen u. s. w. möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen [Nr. 674]. Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dies viel schwerer ist als man denken möchte, denn leider sind Worte dem Menschen gewöhnlich Surrogate, er denckt und weis es meistentheils besser als er sich ausspricht [Nr. 675]. Der Redliche schweigt zu letzt, weil er nicht auch mit schlechter Specerey ein schmuziges Gewerbe treiben mag.« (W. A. Bd. 41 II, S. 508).

685. »Wenn sich die Societät des Rechtes begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor: die Blutrache klopft an die Thüre.« Die Betrachtungen über Regierung und Gesetz, mit denen 685 vereinigt ist, entstammen dem Jahre 1796; 685 selbst jedoch ist erst in eine Handschrift hineinkorrigiert worden, die Anfang 1829 entstanden ist. Anderthalb Jahre vorher hatte Goethe Gelegenheit gehabt, angesichts zweier bestimmter Vorfälle das Problem der Selbsthülfe und Blutrache zu erwägen: in Berlin war Agnes Rauch, die Tochter des Bildhauers, das schuldlose Opfer einer unerhört schnöden Gesinnungsroheit geworden, in Weimar hatte sich ein Fall von Leichenschändung zugetragen; hier wie dort waren die Schuldigen über alle Gebühr glimpflich davon gekommen. Damals schrieb Goethe an Zelter (21. November 1827): »Die Straflosigkeit der niederträchtigsten Handlungen, besonders wenn sie ganz außer Maßen und Geschick sind, haben wir der Läßlichkeit unserer Criminalisten zu danken, welche eigentlich nur berufen und angestellt zu seyn scheinen, um Mord und Todtschlag zu entschuldigen. . . . Dergleichen [der Weimarer Fall] wird wie euer [Berliner] Fall endlich zur Erneuerung der Selbsthülfe gedeihen. Leidenschaftliche Gatten und Brüder werden sich in's Unglück stürzen, um der Rache nicht zu ermangeln.«

852. »Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht.« Ebenso im »Divan«, »Buch der Betrachtungen«:

Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegendränget,
Zierlich dankbar was du reichst empfänget!
Welch ein Blick, ein Gruß, ein sprechend Streben!
Schau es recht, und du wirst immer geben!

881. »Das Absurde, Falsche läßt sich jedermann gefallen: denn es schleicht sich ein; das Wahre, Derbe nicht: denn es schließt aus.« Genau so zum Canzler v. Müller am 17. Mai 1829: »Die Menge, die Majorität ist nothwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder thörichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht.«

901. »Man geht nie weiter, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man geht.« Ein »angeeigneter« Satz, in meiner Ausgabe als ein Ausspruch Oliver Cromwells nachgewiesen, den Goethe in den »Mémoires du cardinal de Retz« gefunden hatte. Aber auch Cromwell hat sich das Wort nur »angeeignet«, und es ist hübsch zu sehen, wie der Puritaner den verpönten Shakespeare citiert, und noch gar das Stück, worin dem Puritaner Malvolio so schlimm mitgespielt wird: in »Twelfth-Night, or: What you will« sagt der Narr (2. Aufzug, 4. Scene): »I would have men of such constancy put to sea, that their business might be every thing, and their intent every where; for that 's it, that always makes a good voyage of nothing;« nach Schlegels Übersetzung: »Leute von solcher Beständigkeit sollte man auf die See schicken, damit sie alle Dinge treiben und nach allen Winden steuern müßten, denn wenn man nicht weiß, wo man hin will, so kommt man am weitesten.«

982. »Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes. (z. B. das englische Wort grief).« Wie Goethe im Fremdworte einen anderen Sinn zu finden versteht, als im entsprechenden deutschen Ausdruck, dafür zwei hübsche Beispiele. An Eichstädt, 4. Dezember 1822: »Ew. Hochwohlgeboren haben . . . bewiesen, daß Ihnen jede Wendung zu Gebote steht, wodurch Sie sich nicht allein als Professor der Eloquenz, sondern als Meister der Redekunst beweisen;« an Carl August, 14. Mai 1827: »Was den Titel für Oppenheim betrifft, so wäre ich auch für

den Professor, er profitirt die Kunst (bekennt sich zu ihr) und profitirt von dem Titel.«

1050. »Des tragischen Dichters Aufgabe und Thun ist nichts anders, als ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.« Riemer notiert in seinem Tagebuch als einen Ausspruch Goethes (ohne Datum; Deutsche Revue XI. Mai-Heft. S. 164): »Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.«

1200. »Amphigurisch«: auch im Briefe an Boisserée vom 19. Januar 1827 gebraucht.

1225. Diese Betrachtung ist Bestandteil des Briefes an Nees v. Esenbeck vom 24. Mai 1827 gewesen.

1260. »Die Mineralienhändler beklagen sich, daß sich Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutschland vermindere . . . « An C. C. v. Leonhard, 12. Januar 1828: » . . . da, wie ich leider zu bekennen habe, in Weimar das Studium der Mineralogie nach und nach völlig verlischt und in Jena nur durch die leidenschaftliche Thätigkeit unsres guten Lenz noch aufrecht erhalten wird;« an L. W. Cramer, 4. Januar 1828: »Übrigens glaube ich leider zu bemerken, daß die Leidenschaft für diese schöne Natureinsichten [der Mineralogie] . . . in Deutschland abzunehmen scheint.«

1275. »Das Große, Überkolossale der Natur eignet man so leicht sich nicht an; denn wir haben nicht reine Verkleinerungsgläser wie wir Linsen haben, um das unendlich Kleine zu gewahren. Und da muß man doch noch Augen haben wie . . . Nees, wenn dem Geiste Vortheil entstehen soll.« An Nees v. Esenbeck, 29. September 1823: » . . . blos durch Ihre Augen kann ich noch das Mikroskopische betrachten und das unendlich Kleine mir genähert sehen; wohin wir denn doch unsere Blicke gleichfalls zu richten haben, wenn wir uns mit dem unendlich Großen beschäftigen.«

1351. »Vollkommne Künstler haben mehr dem Unterricht als der Natur zu danken.« Ein »angeeigneter« Spruch. Quintilian, Institutionis oratoriae libri duodecim (Buch II, Cap. XIX): »Scio quaeri etiam, naturane plus ad eloquentiam conferat an doctrina. . . . sin ex pari coeant, in mediocribus quidem utrisque maius adhuc credam naturae esse momentum, consummatos autem plus doctrinae debere quam naturae putabo . . .«

MAX HECKER.

9. Zu Goethes Entwurf: Bildung der Erde.

Die Weimarer Ausgabe und ihr folgend die Cottasche Jubiläumsausgabe von Goethes Werken geben den Entwurf über »die Bildung der Erde« in einer von dem ersten Abdruck in der Hempelschen Ausgabe abweichenden Reihenfolge der Absätze, und zwar sind die früher an den Anfang gestellten Teile in der W. A. an den Schluss gestellt, so dass

Absatz 1—10 bei Hempel den Absätzen 10—19 der W. A. und
» 11—19 » » » » 1— 9 » » entspricht.[1]

Ein folgerechter Gedankenzusammenhang aber ergibt sich erst, wenn man i. A. die Anordnung bei Hempel beibehält, nur die ersten beiden Absätze vom Anfang fortnimmt und zwischen Absatz 16 und 17 einschiebt. Außerdem stellt sich so eine fast vollständige Übereinstimmung her mit Paralipomenon 292 und 293 der W. A.,[2] die als Dispositionen zu dem eingehenderen Entwurf zu betrachten sind. Das genauere der vorgeschlagenen Gruppierung ist in beistehender Tabelle gegeben.

Da in den Bemerkungen der W. A.[3] besonders hervorgehoben wird, daß die dort gegebene Folge der Absätze durch »innere Gründe — die sachliche Gedankenfolge — gesichert« sei und sich auch »bei einer Betrachtung des Manuskripts als die richtige« ergäbe, möchte ich die Inhaltsangaben der Tabelle etwas ergänzen und kurz hervorheben, weshalb mir die Fassung der W. A. nicht richtig erscheint. Wie sich mein Vorschlag mit der Beschaffenheit des Manuskripts verträgt, kann ich — in solchen Fragen incompetent — auch nach freundlichst gestatteter Einsicht nicht beurteilen.

In der W. A. beginnt die Darstellung abrupt mit astronomischen Erörterungen; die Gedanken, welche ihrer Natur nach in die Einleitung gehören: Abgrenzung des Themas, Postulate über die Methode der Darstellung u. s. w. finden sich dagegen am Schluß. Verweist man diese, entsprechend dem Abschnitt I der Disposition an den Anfang, so schließt sich, weil »die Dokumente selbst durchzugehen sind«, das astronomische zwanglos an. Nach Angaben über die Beschaffenheit der Planeten und Kometen überhaupt, die in der Disposition erst in Abschnitt III erscheinen, folgt eine

---

[1] Bildung der Erde. Weimarer Ausgabe (2) IX. 1892. S. 268 ff.
Jubiläumsausgabe Cotta. Bd. 40. 1907. S. 31 ff.
Hempel, Bd. 33. 1877. S. CLXX ff.

[2] Paralipomenon 292. W. A. (2) XIII. 1904. S. 297.
» 293. ibidem. S. 297 ff. (citiert als »Disposition«).

[3] W. A. (2) IX. 1892. S. 313.

Vorgeschlagene Gruppierung und Inhalt.	Gruppierung in Bildung der Erde. Paralip. 293.	Weimarer Ausgabe. Absatz.	Seite.	Hempel. Absatz.
Einleitendes.				
1. Hilfsmittel der Forschung.	I.	12.	S. 274, Z. 15 bis S. 279, Z. 7.	3.
2. Das Thema; die Art, in der es behandelt werden soll.		13.		4.
3—6. Geschichte der älteren Lehrmeinungen.		14—17.		5—8.
7. Gegenwärtiger Widerstreit.		18.		9.
8. Der Weg zur Entscheidung.		19.		10.
Die Erde als Himmelskörper.				
9. Beschaffenheit der Himmelskörper.	III.	1.	S. 268, Z. 1 bis S. 270, Z. 18.	11.
10. Beschaffenheit der Hydro- und Atmosphäre der Erde.	II.	2.		12.
11—12. Kometen als Urzustand.	III.	3—4.		13—14.
13. Möglichkeit einer Wandlung.	III.	5.		15.
14. Vorgänge dabei.	IV.	6.		16.
Die Erde für sich selbst. *Beschaffenheit und Entstehung des Grundgerüsts.*				
15. Übergang zum Descriptiven.	—	10.	S. 273, Z. 1 bis S. 274, Z. 14.	1.
16. Gebirge als Skelett der Erde.	—	11.		2.
17. Gestalt der Erde.	IV.	7.	S. 270, Z. 19 bis S. 273, Z. 9.	17.
18. Verlauf der Urgebirge.	IV.	8.		18.
19. Granit; seine Entstehung und Beschaffenheit.	IV.	9.		19.

spezielle Beschreibung der Hydro- und Atmosphäre der Erde, entsprechend Abschnitt II der Disposition. Dem wird die Beschaffenheit der Kometen als Urzustand gegenübergestellt, die Möglichkeit eines »successiven Werdens«, des Übergehens von einem Zustand in den andern erwogen, und schliesslich, der Disposition vorgreifend, die erst im vierten Abschnitt darauf eingeht, der chemisch-physikalische Vorgang bei dieser Umwandlung betrachtet.

Dem würde nun sinngemäß und im Einklang mit Abschnitt IV der Disposition die Erörterung folgen müssen über die genauere Gestaltung dieser Vorgänge auf der Erde, doch ließen sich dann die beiden Absätze, um deren Stellung es sich hier handelt (Absatz 10, 11 der W. A., resp. 1, 2 bei Hempel) sehr schwer unterbringen. Sie stellen offenbar eine Überleitung, eine Zwischenbemerkung dar, die hier, wo die Betrachtung von dem bisherigen, das mit verhältnismäßig geringem Beobachtungsmaterial arbeitete, auf festeren Boden, auf die spezielle Beschreibung des irdischen übergeht, sehr am Platze erscheint. In der Disposition fehlen entsprechende Notizen.

Es bleiben dann noch drei Absätze, die dem Abschnitt IV der Disposition wenn auch in Umkehrung des Gedankenganges entsprechen. So bildet der Hinweis »auf weitere Materie« einen abbrechenden Schluß dieses Entwurfes, der ja auch in der Tat die Abschnitte V—XV der Disposition vollkommen unberücksichtigt läßt. Die wenigen Abweichungen von der Disposition bedeuten wohl kaum einen Einwurf gegen die hier vorgeschlagene Folge, denn sie erscheinen sämtlich als Verbesserung, als strengere Führung des Gedankenganges.

MAX SEMPER.

---

10. Goethes Gehilfe in der »Oberaufsicht« 1831 u. 32.

Einen Irrtum einzugestehen ist keine Schande, sondern Pflicht. Diese erfülle ich, wenn ich eine in meinem kleinen Aufsatze »Goethes letztes Lebensjahr, ein Miniaturbild« (Grenzboten, 1908, Heft 42), zum Glück nur in einer Fußnote, ausgesprochene Ansicht hiermit feierlich zurücknehme, andern dadurch die Mühe abnehmend, diese zu widerlegen.

Es war mir höchst unwahrscheinlich erschienen, daß der Großherzogl. Leibarzt Dr. *Karl Vogel* im Stande gewesen sein sollte, den Dichter nach Augusts Tode in den Geschäften der Oberaufsicht so sachkundig und ausdauernd zu unterstützen, wie es nach dem Tagebuche der Gehilfe getan hat, insbesondere vom März 1831 bis dahin 1832 nicht weniger als 7 dienstliche Reisen nach Jena zu übernehmen. Ich kam daher auf die Vermutung, besagter Gehilfe sei der seit 1808 in den Briefen

öfters erwähnte Kanzleirat und Geheime Sekretär *Christian Georg Karl Vogel*[1] gewesen. Hierbei mußte ich freilich die ziemlich unwahrscheinliche Voraussetzung machen, daß dieser wohl vom Subalternen emporgediehene Bureaumann 1831 gleichfalls den Hofratstitel geführt habe, und mich darüber hinwegsetzen, daß das höchst genaue Tagebuch durchweg nur den »Hofrat Vogel« ohne jeden Beisatz aufführt.

Nach peinlich genauer Überprüfung dieser Bagatellangelegenheit, zu der meine Muße mir Zeit ließ, ziehe ich die geäußerte Vermutung mit Bestimmtheit zurück.

Ausschlaggebend war für mich, worauf ich erst später aufmerksam geworden bin, daß Dr. Karl Vogel in seinem 1834 veröffentlichten Buche »Goethe in amtlichen Verhältnissen« sich gleich auf dem Titelblatte als *letzten Amtsgehilfen* des Dichters bezeichnet.

Bei näherem Zusehen habe ich mich auch überzeugt, daß die von mir gegen diese Nebenbeschäftigung des Leibarztes gehegten Bedenken nicht durchschlagender Natur waren.

Karl Vogel war eben nicht ein Leibmedikus gewöhnlicher Art. Goethe rühmt nicht nur wiederholt seine Umsicht und tiefblickende Einsicht als Arzt, sondern bezeichnet ihn (gegen Eckermann am 24. Jan. 1830) als »einen der genialsten Menschen, die ihm je vorgekommen seien«. Sicher ein gewichtiges Lob. Wiederholt bezeugt das Tagebuch, daß der Dichter bedeutende, ihn fördernde Unterhaltungen mit Vogel über Medizinisches, allgemein Naturwissenschaftliches, Ethisch-Psychologisches und Literarisches geführt habe. Aus dem Tone der betreffenden Eintragungen ersieht man, daß Goethe im Verkehr mit diesem Mann, wie in dem mit dem Kanzler Müller, nicht nur der Gebende, sondern auch der Empfangende war. Ein so Begabter konnte wohl ohne Beeinträchtigung seiner Hauptpflichten dem hochbetagten Dichter zu Liebe die Bürde eines Nebenamtes auf Zeit übernehmen.

Hierzu kommt ein weiteres. Für die Anstalten in Weimar konnte Goethe sich ganz auf die bewährten Freunde H. Meyer und Coudray verlassen, für die kürzlich erst gründlich umgestaltete Bibliothek in Jena auf Göttling und Weller. Es blieben somit für den Gehilfen im wesentlichen die *naturwissenschaftlichen* Institute und Sammlungen der Universität übrig. Was diese anlangt, konnte aber Vogel sich umso mehr als Sachverständiger fühlen, da er bei seinem häufigen Verkehr im Goethehause über diese sicher bereits gut orientiert war. Zudem standen der Oberaufsicht für die Ausfertigungen ver-

[1] Das Personenregister zu Bd. XI—XX des Jahrbuchs unterscheidet (mit Recht?) den Kanzleirat und den Geheimen Sekretär, welch letzterer als Großherzogl. Reisefourier öfters erwähnt wird.

schiedene, in allen Formalien wohl bewanderte Unterbeamte und Schreibkräfte zur Verfügung.

Zu berücksichtigen ist weiter, daß der Leibarzt seit 1829, abgesehen von den Einladungen zu besonderen häuslichen Festlichkeiten, ein regelmäßiger *Sonnabend*tischgast im Goethehaus war, ein so regelmäßiger, daß sein Ausbleiben dann und wann im Tagebuche ausdrücklich vermerkt wird. Diese bis in den Todesmonat festgehaltene trauliche Einrichtung bot die Füglichkeit, Oberaufsichtliches im Zusammenhange mit dem Dichter zu behandeln. Die daneben nötige Rücksprache über Angelegenheiten des laufenden Dienstes ließen sich an den Vormittagen im Anschluß an ärztliche Wege ohne nennenswerte Zeitopfer ausführen. Die Expeditionen in Jena anlangend ist aber die geringe Entfernung dieses Ortes von Weimar in Betracht zu ziehen. Hat Hofrat Vogel als Amtsgehilfe des Dichters Opfer gebracht, so ist er durch dessen dankbare Anerkennung der geleisteten Dienste belohnt worden. Man lese nur die Tagebucheintragungen vom 1. Januar und besonders vom 15. März 1832, auch den kleinen rührenden Zug, daß Goethe noch an seinem Todestage sich damit beschäftigte, wie der verehrte Sonnabendsgast am 24. März bewirtet werden solle (Biedermann, Gespr. 8, 163).

Indem ich diese etwas mikrologischen Ausführungen abschließe, möchte ich noch feststellen, daß nach Ausweis des Tagebuches, Dank der Gepflogenheit mit den Sonnabendmittagen, 1831 und 1832 außer Eckermann niemand häufiger Gast des Dichters gewesen ist als Hofrat Vogel. TH. VOGEL.

---

11. Goethe und Theodor von Kobbe.

Theodor von Kobbe ist heute ziemlich unbekannt: seine mannigfachen humoristischen Schriften, die teilweise auch recht selten geworden sind, werden kaum noch gelesen, ein Schicksal, das sie größtenteils nicht mit Unrecht getroffen hat. Stahrs geistvolle Charakteristik (Theodor von Kobbe, ein Denkstein. Oldenburg 1845) gibt ein interessantes, von warmer Freundschaft durchleuchtetes Bild des Menschen, der für die, die ihn kannten, bedeutend mehr war als seine Bücher. Eine wahre Fundgrube aber sind diese verschiedenen Büchlein mit dem schmächtigen Umfang, dem zerbröckelnden Löschpapier und den geradezu zahllosen Druckfehlern, die der Bremer Firma Kaiser, bei der sie erschienen, keine Ehre machen, für den Literarhistoriker durch ihre zahlreichen Berichte oder Bemerkungen, seien sie nun selbsterlebt oder nur nacherzählt, über die verschiedensten Persönlichkeiten der damaligen Zeit. Den 1841 erschienenen »Humoresken aus dem Philisterleben«

konnte Ebstein (Zeitschrift für Bücherfreunde 9, 487; vergl. auch Euphorion 14, 208) einen langen und wichtigen Abschnitt über Kobbes persönliches Zusammentreffen mit Grabbe entnehmen, der an seiner versteckten Stelle ganz unbekannt geblieben war. Auch seine Schilderung einer Begegnung mit Goethe ist, soviel ich sehen kann, der Forschung bisher entzogen geblieben, obwohl sie es längst verdient hätte, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Goethes Tagebuch (6, 195) meldet unter dem 11. April 1818 vormittags: »Koppe von Kiel, in Heidelberg Studierender«. Damit ist Kobbe gemeint, der zu Ostern 1818 als Delegierter der Heidelberger Burschenschaft zur allgemeinen Burschenschafts-Versammlung nach Jena gekommen war. In den 1840 erschienenen »Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—1819« berichtet er eingehend und kulturgeschichtlich interessant von diesem Jenaer Aufenthalt und beschreibt dort (1, 214) seinen Besuch bei Goethe mit folgenden Worten:

»Goethe, welcher damals seinen Procès monstre mit dem Großherzog von Weimar gehabt hatte,[1] hielt sich in Jena auf. Ich konnte nicht umhin, dem großen Dichterfürsten aufzuwarten. Er wohnte jenseits der Saale vor der Stadt in der sogenannten Tanne, welche neben dem Geleitshause liegt.[2]

»Wollen Sie den Staatsminister sprechen?« fragte mich, den eintretenden, ein kleiner altkluger Knabe in dem breitesten sächsischen Dialekt, welchen mein Ohr je vernommen hat. Ich nickte bejahend, indessen nicht ohne einige umheimliche Empfindung, da mir der kleine Bursch von hinten etwas zwergmäßig vorkam. Er mag wohl auch nur ein Luftgebild aus Goethes Hirn gewesen sein und überall keine Realität gehabt haben, denn er war in der Tat auf eine bewunderungswürdig schnelle Weise meinen Blicken entschwunden. Verdutzt sahe ich mich auf der Diele umher, der Zwerg wurde nicht wieder sichtbar. Ich kuckte in alle Ritzen und Spalten, alles war vergebens. Da hörte ich ein Geräusch treppab: es nahte ein Bedienter, der nach meinem Begehren und Namen fragte und nach erhaltener Antwort mich sodann bei Goethe anzumelden versprach. »Es soll dem Herrn Geheimerat sehr angenehm sein« berichtete er und ich folgte.

Ich habe mein ganzes Leben hindurch in Gegenwart großer Menschen sehr lebendig das Gefühl gehabt, was Verrina Re-

[1] Gemeint ist die Niederlegung der Theaterintendanz, die allerdings ein ganzes Jahr zurücklag.

[2] Am jenseitigen Ende der großen Camsdorfer Brücke liegt rechts das Geleitshaus, links das seit einer Reihe von Jahren gänzlich umgebaute Gasthaus zur Tanne, die ersten Häuser von Wenigenjena.

spekt nennt,[1] eine Empfindung, welche dem Geist wohltut, wie der Frost der Erde zur Winterszeit: sie tötet das Unkraut der Eitelkeit auf die probateste Weise. Aber Goethes Antlitz zu sehen — ich fühlte das meine schon im voraus verbrannt wie das der armen Fräulein Semele bei Jupiters Anblick. Und siehe, schon auf dem Korridor begegnete mir der große Mann. Ich kreuzte meine Arme, verbeugte mich tief, blieb aber dann, ein travestierter Paganini, noch lange auf der G-Saite der Konversation, indem ich nur sehr mühsam und stotternd »Mein Herr Ge-Ge-Ge-heimerat« herausbrachte. »Exzellenz« oder besser »Ecce Lenz« wäre überhaupt passender gewesen, denn der Angeredete schob an mir vorbei und sagte fast mürrisch: »Ich bin nicht der Geheimerat«. Ich hatte mich geirrt: es war der Mineraloge Lenz.

Der lächelnde Bediente öffnete eine Tür. Ich trat ein und sah Goethe, am Ende des Zimmers am Fenster stehend. Ich weiß nicht recht, woher es kam, aber drei Vergleiche drängten sich bei seinem Anblick solidarisch in meine Vorstellung: bald glaubte ich den Apoll von Belvedere, bald einen Pfau, bald die Ruinen des Heidelberger Schlosses vor mir zu sehen. Das schöne Auge schien mir etwas gebrochen: daher mag der letzte Vergleich der passendste sein.

»Treten Sie an dieses Fenster!« kommandierte fast der Dichter. »Sehen Sie sich hier ringsumher! Wie gefällt Ihnen die Gegend? Sie ist die schönste, welche ich auf die Dauer gekannt habe.« Ich stimmte bei, obgleich den Bergen wohl eine grüne Grasatzel zu wünschen gewesen wäre: sie sind entsetzlich kahl. Dann brachte ich das Gespräch auf die See und erzählte, daß mein Vater zur Zeit meiner Geburt die Stelle eines Landvogts auf der dänischen Insel Föhr in der Nordsee bekleidet habe. Ich schilderte den Anblick des Weltmeers als den erhabensten, den die Natur darbietet, und bediente mich, da Goethe Beifall zu schmunzeln schien, wenn ich nicht irre, sogar mehrerer poetischen Floskeln dabei. Ich wollte, nachdem ich den ersten Chok der eingebildeten und wahren Bekanntschaft Goethes überwunden hatte, ihm zu verstehen geben, daß ich auch ein Jünger der Musen sei, und wenigstens dadurch die Dreistigkeit meines Besuches entschuldigen. Aber auf einmal taten der Herr Geheimerat eine fatale Frage an mich: sie geruhten sich zu erkundigen, wie groß Föhr sei.

Obgleich Gaspari,[2] als er 1804 in Wandsbeck lebte, trotz

[1] »Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie soll ich sagen? — Ehrfurcht nennt?« sagt Fiesko, nicht Verrina, zu Bourgognino (Fiesko 1, 8).

[2] Der Geograph Adam Christian Gaspari war 1797—1803 Professor am Gymnasium in Oldenburg, später an den Universitäten Dorpat und Königsberg.

seiner Menschenscheu mich als kleinen Knaben fortwährend auf dem Arm getragen hat, obgleich ich wohl weiß, daß Fabris Geographie mit dem humoristischen Grundsatz »ohne Geographie ist der Mensch ein Maulwurf« beginnt,[1] so muß ich doch gestehen, daß diese Wissenschaft diejenige ist, die sich mir von jeher am fernsten gehalten hat.

Ich sah den alten Herrn etwas verblüfft an, dann aber antwortete ich, wie ein Geschworener ohne Rechtskenntnis in Rechtssachen, in dieser geographischen Klemme nach meiner moralischen Überzeugung: »Eine Quadratmeile«. Goethe schien sich dabei erst nicht beruhigen und an einige Bücher auf dem Repositorio appellieren zu wollen, was mich in der Tat verlegen machte. Das Gespräch tournierte sich indessen auf Heidelberg. Mit Wärme schien der Dichter von dem bereits erwähnten Schelver[2] zu reden. Im übrigen sprach er ziemlich vornehm über die andern Professoren. Von Thibaut sagte er: »Er ist ein guter Freund von ...«, verwandelte aber, als ob er schon zu viel getan habe, das schon hervorquellende ‚mir' in ‚uns'. Jetzt schien mir Goethe, der wieder auf die Insel Föhr zurückkam, mit der Durchsicht einiger geographischen Kompendien doch Ernst machen zu wollen. Ich empfahl mich daher.

Dieser Akt schien Goethe am meisten zu gefallen. Übrigens mußte ich dem alten Herrn zu meiner allergrößten Verwunderung versprechen, ihn bald wieder zu besuchen. Er verlangte das in einem durchaus herzlichen Tone, was ich mir übrigens noch bis auf diese Stunde auf keine Art und Weise erklären kann.

Indessen war es mir unter den Burschen eine große Satisfaktion, bei Goethe gewesen zu sein. Man beneidete mich um diese Ehre, wie Mädchen sich einander um einen neuen Hut scheel ansehen.«

Kobbe fährt dann unmittelbar fort (1, 218): »In dieser Zeit passierte Goethe auch eine wenig bekannte, höchst ergötzliche Anekdote. Eine Dame ließ sich bei ihm melden. Goethe, der den Besuch des schönen Geschlechts nur sehr bedingt liebte, ließ seiner Bewundrerin aller Bitten ungeachtet drei Male die Audienz durch seinen Bedienten verweigern. Allein die Dame wollte sich nicht abweisen lassen, folgte dem

[1] Ich habe diesen Satz in keinem der geographischen Lehrbücher Johann Ernst Fabris gefunden.

[2] An einer früheren Stelle (1, 13) sagt Kobbe: »Als ich dem Dichterfürsten im Jahre 1818 in der Tanne vor Jena aufwartete, schien er mit einiger Wärme nach dem Professor Schelver, dem damals renommiertesten Magnetiseur in Süddeutschland, sich zu erkundigen.« Schelver war von 1803—7 Professor in Jena gewesen; vgl. auch Goethes Naturwissenschaftliche Korrespondenz 2, 205.

Bedienten, dem sie noch eine Bestellung an seinen Herrn aufgetragen hatte, in den Garten, wo sie Goethe erblickte, dem sie sogleich zu Füßen stürzte, indem sie seine ergriffene Hand mit Küssen bedeckte. »Aber, Madame, so stehen Sie doch auf!« rief Goethe, von dieser hündischen Verehrung[1] zwar geschmeichelt, aber doch auch verwirrt. »Nein, großer Dichter!« rief die in den Staub gesunkene Verehrerin. »Wie glücklich bin ich, daß meine Augen dich erblicken! Ich komme mir vor wie die Glocke, wovon es in deinem schönen Liede heißt: Festgemauert in der Erden steht die Form, aus Lehm gebrannt.« Goethe hat noch oft in späten Jahren herzlich über diese seine Verwechslung mit Schiller gelacht.«

Dieser Bericht ist darum bemerkenswert, weil er die, soviel ich sehen kann, älteste Form einer bekannten und oftzitierten Anekdote darstellt, die in Biedermanns Sammlung der Gespräche (4, 356) nach dem brieflichen Bericht eines Freiherrn von Czettritz-Neuhauss aus dem Jahre 1862 mitgeteilt wird, der sich erinnert, sie von Goethe erzählen gehört zu haben. Die Heldin wäre danach eine reiche Bürgerfrau aus Berlin gewesen, in der man die bekannte Frau Dutitre zu erkennen glaubt; mit welcher Berechtigung, vermag ich nicht zu sagen. Leider kommen wir bei Kobbe auch nur bis zum Jahre 1840: er verlegt zwar die Geschichte in die Zeit seiner Begegnung mit dem Dichter, also etwa ins Jahr 1818; daß er sie aber schon damals erzählen hörte, läßt sich nicht sicher aus seinen Worten erschließen und er kann sie ebensogut später gehört und hier eingeschoben haben. Unsere Fassung der Geschichte ist einfacher und darum etwas weniger unwahrscheinlich als die bei Biedermann wiedergegebene und verdient schon wegen der eigenartigen Motivierung des Glockenzitats, die dort ganz fehlt, den Vorzug.

Eine weitere Goetheanekdote erzählt Kobbe an einer früheren Stelle seines Werkchens (1, 31). Mit etwas erweiterter Einleitung, aber ohne abweichende Züge in den Reden und dem wesentlichen Inhalt steht sie schon in seinen neun Jahre früher, 1831, also noch bei Goethes Lebzeiten erschienenen »Humoristischen Skizzen und Bildern« (S. 121) mit der Überschrift »Goethe und der Bursch«. Es heißt an der erstgenannten Stelle: »In demselben Hause, worin Jean Paul wohnte,[2] wohnte auch ein Student, den ich Meyer nennen will und der immer mit den größten Männern seiner Zeit zusammengewürfelt wurde. Meyer hatte auch einmal Goethe besucht und den Platz neben dem Dichter im Sofa eingenommen. Plötzlich ging die Tür auf: Goethe, der alte Geheimerat von Goethe,

[1] Bei Kobbe steht »Verzweiflung« gedruckt.
[2] In Heidelberg.

ging dem Fremden entgegen. Der Bursch, welcher den Ankömmling, wie er sich nachher ausdrückte, für einen Jenaer Philister gehalten hatte, blieb ruhig gegen alle Regeln der Lebensart auf dem Sofa sitzen. Der Fremde nahm Goethes Platz neben dem künftigen Doktor ein. Der Vater Fausts und Mephistopheles' aber sagte freundlich: »Ich muß die Herren doch mit einander bekannt machen: Der Herr Studiosus Meyer[1] — Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar!« Aus Kobbes anderer, älterer Version sei nur ein Satz zitiert: »Einst besuchte er Goethe, dessen Laune in der Konversation mit den Einfältigen sich angenehm, mit den Gescheiteren vielleicht eben wegen des Kontrastes flau macht«. Diese Anekdote ist, soweit ich sehe, neu.

Eine letzte Anekdote, die Kobbe berichtet, bezieht sich auf des Dichters Heidelberger Aufenthalt im Jahre 1814. Er sagt (1, 13): »Zu den Fremden, welche gar oft Heidelberg besuchten, gehörte auch Goethe, den ich freilich nicht mehr dort gesehen, weil er, wenn ich nicht irre, zum letzten Male im Jahre 1815 das Neckar-Athen besucht hatte. Goethe, daran gewöhnt, von allen Dingen Nutzen zu ziehen, sowohl von der Natur als wie von der Kunst, hatte die Huldigungen, welche die Professoren seinem großen Genius brachten, sofort dazu benutzt, sich von jedem irgend ein Kollegium lesen zu lassen. Der Mephisto (sit venia verbo) hatte die Gestalt des Schülers angenommen und sich, indem er nur lernte, nicht aber lehrte, fortwährend so zu sagen geistig traktieren lassen . . . .[2] Was aber Goethe wohl am meisten nach Heidelberg gezogen hat, das mögen die Boisseréeschen Bilder gewesen sein, welche er stundenlang mit dem innigsten Entzücken betrachtet und oft in bezug auf ihre Urheber ausgerufen haben soll: »Das waren noch Dichter!« Bei dieser Gelegenheit mag eine wenig, vielleicht nur durch meine Humoristischen Blätter[3] bekannt gewordene Erzählung hier einen Platz finden, welche der geschwätzige Erklärer der Boisseréeschen Bilder, Herr Bertram, bei Vorzeigung eines Gemäldes sicher mehr aus einer lokalen Erinnerung als aus Kausalzusammenhang, denn das Bild stellte den Tod der Maria vor, zum besten zu geben pflegte:

»Zu der Zeit, als die verbündeten Heere in Frankreich auf ihren Lorbeeren ruhten, war Goethe, wie fast alljährig in jener Zeit, bei uns in Heidelberg zum Besuch. Eines Morgens, als der Alte noch im Bette lag, wurde ihm ein preußischer

---

[1] In der andern Fassung steht noch: »aus Buxtehude«.

[2] Hier folgt der schon oben S. 31 Anm. 3 zitierte Satz; vgl. dazu auch Tagebücher 5, 183.

[3] Diese Zeitschrift Kobbes, die seit 1838 erschien, war mir nicht zugänglich.

Offizier, einer seiner blindesten Enthusiasten, gemeldet. Er habe, ließ er dem Poeten sagen, einen Umweg von zwanzig Meilen gemacht, um seinen Lebenswunsch, Goethe von Angesicht zu Angesicht zu schauen, erreichen zu können. Wolfgang erklärte aber rundweg, er wolle den Fremden nicht sehen. Der Offizier wiederholte dem achselzuckenden Kammerdiener seine Bitte mit dem Anfügen, daß seine Bewunderung des Dichterfürsten ihm die schwerste Strafe zuziehen könne, wenn sein Abweichen von der Marschroute an den Tag käme. Er rührte durch seine Mienen den Kleinbotschafter sogar, der wiederholt für den Enragé seines Herrn bei diesem interzedierte. Alle Versuche waren aber vergebens: Goethe blieb negierend im Bette liegen. Da verkehrte sich seines Verehrers Liebe in Zorn. Zur Seite stieß er den Kammerdiener, dann eilte er mit gezücktem Schwerte an des Dichters Lager, indem er ausrief: »Noch hab' ich jede Schanze, auf die ich losstürmte, gewonnen und das Bett eines eigensinnigen Poeten sollte mir verborgen bleiben?« Was tat der erstürmte Goethe? Kaum trat der Offizier an sein Lager, alsbald durch die heilige Nähe des Sehers wie durch die Erreichung seines Wunsches kalmiert, als der Herr Geheimerat anfing, successive dermaßen Gesichter zu schneiden, daß der Krieger, der ohnehin nicht lange warten konnte, nur die Züge eines Grimassiers, nichts aber von den Göttermienen des Verfassers der Iphigenia, des Tassos und des Fausts erkennen konnte.« Dieser Bericht, zu dessen Beglaubigung es an allen weiteren Quellen mangelt, ist eine willkommene Ergänzung zu den beiden andern Stücken, die Biedermann in der Sammlung der Gespräche (3, 146. 151) aus Bertrams Erinnerungen für das gleiche Jahr 1814 mitgeteilt hat. Auch dort wird (S. 147) Schoreel Tod der Maria erwähnt, und Goethes ärgerliches Mienenspiel dem militärischen Eindringling gegenüber erinnert an die ‚langweiligsten Grimassen' (S. 148), die Karoline von Humboldt angeblich zu sehen bekam, als sie ihn in der Gemäldesammlung in seiner Andacht störte. Goethes Briefe an Christiane, die für die Heidelberger Zeit das fehlende Tagebuch ersetzen müssen, gedenken des Überfalls nicht.

Eine Notiz über Goethes Wiedersehen mit Mellish (2, 126) ist schon von Ebstein (Jahrbuch 26, 285) mitgeteilt worden. Ich schließe daher diese Auszüge aus Kobbes Werk mit einer kleinen Anekdote über Christiane (1, 152): »Erzählt man sich doch von der Gemahlin des großen Goethe, daß sie bei dem Anblick eines Gedichts ausgerufen haben soll: »Ach, das sind Fehrsche (Verse)! Der Herr Keheimerat macht auch Fehrsche.« Daß es sich hier um böswillige Erfindung handelt, scheint mir unzweifelhaft. ALBERT LEITZMANN.

12. Goethe und die Leute von Seldwyla.

Beim Lesen der »Leute von Seldwyla« von Gottfried Keller war mir aufgefallen, daß die fünf Erzählungen des ersten Bandes sich ausschließlich in Seldwyla abspielen, während der Dichter in allen fünf des zweiten Bandes den Schauplatz der Handlung auf zwei Orte verteilt.

Der humorvolle Spott — in der Einleitung zum zweiten Bande — von dem »Streite der sieben Städte im Schweizerlande darum, welche unter ihnen mit Seldwyla gemeint sei«, bestätigte nur, daß man *diesen* Ort auf der Landkarte vergeblich suchen würde.

War es dem gegenüber eine Absicht des Dichters, in einer der schönsten Erzählungen des zweiten Bandes, »Das verlorene Lachen«, in »Schwanau«, dem zweiten Orte, oder hier vielmehr dem Hauptorte der Handlung, eine durch Goethe uns so lieb und vertraut gewordene Schweizer Gemeinde zu wählen?

Auf Seite 282 (Ausgabe von 1889) heißt es bei der Schilderung der Großeltern Justine's und ihres Wohnsitzes:

»Alles stammte noch aus jener Zeit, da schon Goethe bei einem Besuch in dieser Gegend schrieb, der Ort gebe von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff, die Gebäude stehen weit auseinander u. s. w.«, und

»Was man von Oekonomen wünschen höre, den höchsten Grad von Kultur, mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit, das sehe man hier vor Augen.«

Daß Keller Goethe zitierte, war klar. Ich zweifelte nicht, daß es sich um einen Ort am Züricher See handelte, und schloß danach auf eine — oder vielmehr auf zwei Stellen aus der dritten Schweizer Reise von 1797, die denn auch bald festgestellt wurden. Die erste befindet sich unter »Stäfa, den 22. September 1797« und ist übernommen aus der »Kurzen Nachricht von meiner Reise von Tübingen nach Stäfa« zum Briefe an Schiller (aus dem Briefwechsel Goethe-Schiller) vom 25. September 1797; die zweite steht in dem Briefe »an Herrn Geheime-Rat Voigt, Stäfa, den 17. Oktober 1797.« Seltsamer Weise fehlen in dem Abdruck der Schweizer Reise in der Weimarer Ausgabe (Bd. 34, 1. S. 369, 25 und 419, 12) gerade diese Partien, obgleich sie der Originaldruck der Eckermannschen Redaktion (Nachgelassene Werke Bd. 3 (1833) S. 162 f. und S. 212, bietet. Weshalb sie weggelassen sind, darüber habe ich im Variantenapparat (Bd. 34, 2 S. 103 und S. 110) vergebens Auskunft gesucht. Vergl. auch noch ebenda S. 106, 29 f. Schwanau im »Verlornen Lachen« ist danach *Stäfa* am Züricher See.

PAUL MEYER.

13. Jakob Burckhardt über den Faust.

Es ist schade, daß die bisher so zahlreich veröffentlichten Briefe Jakob Burckhardts, gewiß eines unserer geistvollsten Historikers, so wenig Urteile über zeitgenössische Werke und fast keinerlei Bemerkungen über seine Stellung zu den großen Vorgängern enthalten. Um so erfreulicher ist es, daß in seinen Briefen an Albert Brenner (herausgegeben von Hans Brenner, Baseler Jahrbuch 1901) einzelne Urteile über den Faust vorkommen. Der Adressat, 1835 geboren, hatte als Student bei Burckhardt gehört und sich infolge der poetischen Neigungen beider enger an ihn angeschlossen. Als Burckhardt 1854 nach Zürich ging, entspann sich zwischen dem vierzigjährigen Lehrer und dem zwanzigjährigen Schüler eine Korrespondenz, die hauptsächlich über die dichterischen Produktionen des Letzteren handelte. Unter diesen befand sich ein Faust-Fragment. Bei der Gelegenheit äußerte sich Burckhardt folgendermaßen (11. November 1855):

»Ihr Faustfieber erinnert mich auf rührende Weise an eine ähnliche Epoche, weniger in meinem Leben als in dem meiner Kommilitonen vor 16 bis 17 Jahren. — Um es Ihnen grade herauszusagen: ich habe mich nie nach der spekulativen Seite in den Faust hinein vertieft, wie meine Kameraden teilweise taten. Ich werde mich auch deshalb wohl hüten müssen, Ihnen irgend eine neue Seite oder Bedeutung an dem gewaltigen Gedichte eröffnen zu wollen. Nur so viel will ich Ihnen sagen: es ist ein festes unabweisbares Schicksal der gebildeten deutschen Jugend, daß sie in einem bestimmten Lebensalter am Faust bohre und grüble, und dieses Schicksal sind Sie nun eben im Begriff zu erfüllen. Sie helfen eine Regel konstatieren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet sich darüber, daß die deutsche Jugend wie im Leben, so auch in seinem Gedichte mehr irrt und sucht, als fertige Resultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief schmerzen, wenn man im Faust feste Dogmen findet. Also: irren Sie im Faust herum! die edelsten Geister haben alle diesen Weg gehen müssen, weil sie feste Wahrheiten suchten; das Gedicht neckte sie, zog sie dann tief in seine unter- und überirdischen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten, aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beschäftigung mit hohen geistigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen soll.

Für die Spezialerklärung des Faust habe ich in Kisten und Kasten garnichts vorrätig. Auch sind Sie ja bestens versehen mit Kommentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich diesen ganzen Trödel wieder auf die Lesegesellschaft, von wannen er gekommen ist. (Vielleicht ist das inzwischen schon geschehen.) Was Ihnen am Faust zu

finden bestimmt ist, das werden Sie von Ahnungswegen finden müssen. (NB., ich spreche bloß vom ersten Teil.) Faust ist nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes urtümliches Bild, in welchem jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wiederzuahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen gesagt, wenn zwischen sie und die Oedipussage sich ein Kommentator hingepflanzt hätte? Zu der Oedipussage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte. Und so ist es mit der deutschen Nation und dem Faust. — Wenn nun vor dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem Einzelnen verloren gehen, so ist dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von so viel mächtigerem Eindruck und gehört dann wesentlich mit in sein Leben.

Der zweite Teil hat mich nie anders als angenehm-fabelhaft berührt. Der spekulative Gedanke ist mir dunkel geblieben. Das Mythische ist mit einer gewissen großartigen Anmut behandelt, als sähe man Rafael die Geschichten der Psyche malen. Was aber total über meinen Verstand geht, ist die sittliche Abrechnung, die zuletzt mit Faust gehalten wird. Wer so lange mit Allegorien verkehrt hat, wie er, der wird am Ende notwendig selber allegorisch und kann nicht mehr als menschliches Individuum interessieren. In dem ganzen zweiten Teil sind aber eine Menge von sublimen Sachen zerstreut, und das Heraufbannen der Helena hat in der ganzen Poesie aller Zeiten wenig seinesgleichen.

Endlich ist es ganz in der Ordnung, daß Faust auch Sie zu irgend einer Art Reproduktion zwingt. Auch zu unserer grünen Zeit kam dergleichen vor. Man pflegt solche Skripturen später im Hinblick auf den ungeheuren Abstand zwischen Wollen und Vollbringen zu verbrennen — mit Unrecht; denn auch in den Fehlern eines solchen symbolischen Gedichtes drückt sich die Signatur des Schreibenden merkwürdig aus, so daß man später dergleichen als Urkunde über das eigene Selbst schätzen lernt.«

Zu der an und für sich schon höchst interessanten Stelle gibt der Herausgeber eine Menge Anmerkungen, gleichfalls aus einem Burckhardtschen Gedichte, die, eine Einzelkritik des Brennerschen Faust, die Darlegung der fast wörtlichen Übereinstimmung der Brennerschen mit der Goetheschen Dichtung enthält. Das Wichtigste jedoch, das aus diesen Bemerkungen hervorgeht, ist, *daß auch Burckhardt einmal einen Faust gedichtet.* Er bedauert nämlich die Scene des jungen Freundes nicht gemacht zu haben, »*um sie in meinen Faust aufnehmen zu können*«. Er habe, wie er sich am Schluß der langen Kritik ausdrückt, deren Mitteilung uns vielleicht zu weit führen

würde, seinen Faust in jenes Über-Byroneske Gewand gekleidet. »Ich wollte der, wie mir a priori schien und wie mir Ihr Problem a posteriori beweist, unvermeidlichen Kniffe der Ähnlichkeit mit Goethes Faust ausweichen«. Mit diesem Schreiben muß Burckhardt seinem Korrespondenten seine ganze Faustdichtung oder ein Stück davon geschickt haben, denn der Freund antwortet: »Ihrer Aufforderung gemäß schicke ich Ihnen Faustiana zurück.«

Professor Jakob Oeri, einer der Testamentsexekutoren Burckhardts, schreibt mir: »Den Faust hat er jedenfalls bei dem großen Autodafé — ich glaube im Jahre 1885 — selbst vertilgt; ich weiß davon nicht mehr als Sie.« Der Briefschreiber fügt hinzu, daß die Veröffentlichung von Briefen und Gedichten aus dem Nachlaß durch den Testator ausdrücklich verboten sei. Jede Hoffnung also, über diesen merkwürdigen Plan aus Burckhardts Selbstzeugnissen etwas Näheres zu erfahren, ist vergeblich. Daß dem so ist, kann nur aufs Lebhafteste bedauert werden. L. G.

---

14. Eduard von Bülow über Goethe.

In den »Mitteilungen des Literaturarchivs in Berlin« (1907 Briefe an Wolfgang Menzel I.), die nur in sehr beschränkter Anzahl gedruckt werden und nur den Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich sind, findet sich ein Brief Eduard von Bülows 2. August 1838, in dem folgende Stelle vorkommt, die, wie ich glaube, auch für die Leser des Goethe-Jahrbuchs von hohem Interesse ist. Sie lautet: »Ich glaube, Tieck hält bald dafür, daß es an der Zeit ist, den *alten* Goethe preiszugeben und damit den Schlag zu wiederholen, den Sie jenen elenden Berliner Nachbetern schon versetzen. Ich denke, daß wir im Grunde eben nicht so sehr verschiedener Meinung als es scheinen kann, über den großen Dichter sind. Es sind am Ende doch meist nur Worte, die uns trennen, wenn Sie nehmlich annehmen, daß meine desfallsige Meinung mit der meines Freundes Tieck ziemlich zusammenfällt, d. h. Sie nennen Talent was uns für Genie gilt und umgekehrt; die Begabung an und für sich erkennen wir alle an. Auch Sie erkennen das Ewige, Ursprüngliche in Goethes Jugendwerken, seinem Werther, Götz, Faust, — dem *Fragmente* — an. Nur rechnen Sie es dem Dichter nicht so hoch als wir an, leiten es zum Teil von Rousseau, — Sterne — Shakespeare ab, wiewohl, so angesehen, gewiß in keiner Zeit von einem Großen, Gewaltigen viel übrig bleiben und Stich halten möchte, weil freilich unter der Sonne nicht leicht etwas Neues geschieht und alles seinen Quell hat, dem es seine Entstehung, seine Elemente verdankt.

Allein, wie viel von dieser Beschuldigung begründet ist, wie viel nicht, überlassen wir billig der Zeit zu entscheiden, wir können die Frage umgehen. Auch Sie geben zu, daß Goethe in seiner Universalität und Begabung, als der Inbegriff seiner ganzen wenn auch schwachen Zeit der größte deutsche Dichter ist, mit dem unsere Literatur in der neuen Zeit beginnt, um den sie sich dreht, der sie bis zu der neuesten Zeit oder bis zur sogenannten romantischen Schule vertritt. Tieck ist als deren Haupt und Schöpfer der deutscheste Dichter, für sein laufendes Jahrhundert gewiß dasselbe was Goethe, in ganz anderer Art freilich, für das vergangene war. Damit hätten wir vielleicht die Hauptpunkte einer möglichen Verständigung aufgefunden.

Ich gebe Ihnen gern zu, daß Goethes ganzes Leben seit seiner glänzenden Jugendzeit ein Fall, eine Versündigung an sich selbst war, die einzige der ein solcher Mann unterliegen kann, der der Welt deshalb keine Rechenschaft schuldet. Er wollte nicht die Erwartungen erfüllen, die er selbst erregt hatte, wollte nicht jene Jugendhöhe behaupten, auf die er unbewußt gestiegen war, wollte nicht der Mann des Volkes werden; warum? weil er nicht konnte; das ist allerdings der faule Fleck, seine Weichlichkeit, sein Philistertum, seine Schwäche, sein Egoismus, nennen Sie es wie Sie wollen: Die Sache selbst ist da. Und eben darin ist auch Goethe unmoralisch, daß er sich nicht selbst getreu blieb, daß er es nicht für seinen allerhöchsten Beruf hielt, Dichter zu sein. Sein ganzes Leben ist eine große Schicksalstragödie. Er fühlte es selbst, fühlte die schiefe Stellung in die er geraten war, und daher alle seine Fehler und Übel, seine in seinen letzten Lebensjahrzehenden so ängstliche Besorgniß um seinen Ruhm, sein widriges vornehmes Wesen, sein kleinliches Geltenlassen und Schmeicheln der unbedeutendsten Ausländer, und niedrigsten deutschen Anbeter und dergleichen.« L. G.

---

15. Zu Goethe und Stägemann.

Im Goethe-Jahrbuch Bd. 27, S. 263—69 ist das Verhältnis des Berliner Staatsmannes und Dichters zu dem Weimarer Großen dargestellt und gezeigt, daß, wenn es sich auch nicht um eine der innigen Berührungen handelt, die mit manchen anderen Berliner Persönlichkeiten stattfanden, nicht um ein tief eindringendes Verständnis, wie solches gerade in der preußischen Residenz häufig genug zu finden war, doch eine gewisse Anteilnahme für Leben und Wirken des Altmeisters bei diesem poetisch veranlagten Staatsbeamten zu erkennen ist. Zu dieser Mitteilung sei jetzt ein kleiner Nachtrag gemacht.

Unter dem etwas irreführenden Titel »Hedwig von Olfers« (die Genannte war die Tochter Stägemanns und seiner Gattin Elisabeth) ist ein starker Band erschienen, Berlin 1908, der, da sein Inhalt nur bis zum Jahre 1815 reicht, von dem jungen Mädchen, das erst 1799 geboren wurde, herzlich wenig, um so mehr von den Eltern berichtet. Dabei kommen auch mancherlei interessante Notizen über Goethe vor.

Als Stägemann 1813 auf einer seiner zahlreichen diplomatischen Reisen in Dresden war, berichtete er (22. April 1813) »Goethe ist vorgestern hier angekommen. Vielleicht habe ich Gelegenheit ihn zu sehen, wiewohl ich mich nicht danach drängen werde«. Von Heidelberg schrieb Elisabeth Stägemann, 30. September 1815: »Goethe ist gestern Vormittag erst mit dem Herzog von Weimar aus Heidelberg gefahren, wo er jetzt fast immer vor diesen Bildern (Boisserée'sche Sammlung) sitzt und sich einschließt. Er ist damit beschäftigt eine Geschichte der deutschen Kunst zu schreiben«. Die letztere Notiz ist gewiß infolge einer mißverständlichen Äußerung über die Absicht des Meisters entstanden, die Kunstwerke am Rhein und Main eingehend zu beschreiben. Gegenüber diesen etwas farblosen Notizen ist das warme Wort der eben genannten Frau hervorzuheben, nachdem sie Jung-Stillings Selbstbiographie gelesen. Sie berichtet Berlin, 22. November 1815: »Es hat uns amüsiert zu finden, daß Stilling ein vertrauter Freund Goethes war und diesen oft redend einführt. Auch finden wir, seitdem wir die Goetheschen großen schönen Augen selbst gesehen, den Stillingschen Ausdruck ganz vortrefflich ‚daß jener seine Augen an der Wirtstafel oft zu ihm hinübergewälzt' übrigens aber wenig gesprochen, denn sie trafen erst zum ersten Mal zusammen.«

Zwei andere Notizen sollen gleichfalls hervorgehoben werden. Am 9. November 1814 schreibt Stägemann an seine Gattin: »Meine Nachbarin, eine Gräfin von Berlichingen, Tochter des berühmten Marschalls Haddick, erzählt daß sie die eiserne Hand von Götz von Berlichingen, die sie von ihrem Manne ererbt, nach Jaxthausen geschickt hätte«. Da über diese eiserne Hand in jüngster Zeit mancherlei geschrieben worden ist, so mag die obige Notiz zur Ergänzung dienen. Endlich sei ein Gerücht verzeichnet, das freilich gleich zurückgewiesen werden muß. Aus Wien, 7. Mai 1815 schreibt Stägemann: »Mein Freund, der Geheimrat Sinclair starb vor wenigen Tagen auf der Straße. Man fand ihn tot. Seine Mutter war einst die Geliebte von Goethe. Sie ist die Claudine in Claudine von Villa Bella«. Der Genannte Isaak von Sinclair 1775—1815 ist als Dichter und Schriftsteller bekannt, besonders viel genannt infolge seiner Beziehungen zu Hölderlin. Die Familie lebte nicht in Frankfurt, sondern seit 1752 in dem benachbarten

Homburg, daher könnten wohl Beziehungen des Vaters und der Mutter Sinclair zu Goethe stattgefunden haben, aber der Dichter gedenkt ihrer in Dichtung und Wahrheit nicht und auch in keinem der mir zugänglichen vier großen Kommentare wird der Name angeführt; ebensowenig in Briefen oder Gesprächen. (Der im Goethe-Jahrbuch Bd. XIV, S. 141 erwähnte Träger dieses Namens ist ein anderer und das Fräulein von Sinclair, das im Maskenzuge von 1818 die Bertha von Bruneck spielte, könnte höchstens die Enkelin der angeblichen Geliebten sein.) Die ganze Geschichte dürfte in das Gebiet der unbeglaubigten Familientraditionen zu verweisen sein. L. G.

---

16. Zu Goethe-Jahrbuch 29, 17. 21.

Sollte das Goethe-Denkmal »auf rings-bespülter Au« nicht dasselbe sein, das man nach der Goethe-Feier 1819 bei Frankfurt auf der seither verschwundenen Main-Insel errichten wollte? Wie Creizenach, Goethe-Willemer ³ 118 mitteilt, haben sich die Verhandlungen über dieses Denkmal »Jahre lang« hingezogen. Im Dezember 1819 wurde ein Komitee mit Boisserée an der Spitze gegründet. Waiblinger hat schon in jenem Jahre gedichtet. In dem gelesensten Blatte seiner Heimat, dem »Schwäbischen Merkur«, finde ich erst unterm 21. Juni 1821 die Notiz: »Die Frankfurter alte Post-Amts-Zeitung enthält einen ausführlichen Vorschlag zu einem in Frankfurt auf Subscription zu errichtenden Denkmale für Goethe«. Von der Örtlichkeit ist keine Rede. Waiblinger kann irgendwo her genauere Angaben gehabt haben. Am 7. Dezember 1821 meldet der Merkur, Goethe solle »der Stadt Frankfurt sein Bürger-Diplom zurückgesendet haben, und der Entwurf des, ihm in Frankfurt zu errichtenden Denkmals völlig aufgelöst sein.« [sic]. Später werden Waiblingers Verse nicht entstanden sein. HERMANN FISCHER.